

saiten sprung

ZEITSCHRIFT DES
STUDIENGANGES MEDIEN UND MUSIK

Beethovenstr.

ORTE.
RÄUME

Institut für Journalistik und
Kommunikationsforschung

AUSGABE 17
SOMMER 2018

ZUM MITNEHMEN

<http://saitensprung-online.eu/>



Gründungsberatung für Frauen

ERFOLGREICH SELBSTSTÄNDIG VON ANFANG AN

Jetzt informieren unter: www.gründerinnenconsult.de

Wer eine gute Idee hat, sollte immer gut beraten sein. Daher unterstützt Gründerinnen-Consult Unternehmensgründerinnen mit Beratung, Information und Weiterbildungsangeboten im gesamten Gründungsprozess. Wir engagieren uns für Ihre Ziele:

- › INDIVIDUELL
- › WIRTSCHAFTSKOMPETENT
- › BRANCHENSPEZIFISCH
- › FLEXIBEL
- › VERNETZEND

WIRTSCHAFTSFÖRDERUNG

hannoverimpuls

Projektförderung:



EDITORIAL

Das Rockkonzert im Stadion, die Oper im Opernhaus und das Chorkonzert in der Kirche – wenn wir an Musik denken, legen wir sie oft in Schubladen ab. Wir ordnen bestimmten Musikrichtungen einen konkreten Ort zu, an dem diese Art von Musik für gewöhnlich stattfindet.

Das ließ in der Redaktion die Frage aufkommen, ob und wie Musik und ihre (Auführungs-)Orte tatsächlich zusammenhängen. Beeinflussen die Räumlichkeiten unsere Erwartungen, die wir an die Musik und das Konzert haben? Was geschieht, wenn wir die Musik einfach mal an untypischen Orten stattfinden lassen, beispielsweise in einem Treppenhaus oder gar hoch oben in den Alpen?

Nicht immer ist der Raum nur geografisch definiert. Wer als Fan einer Rockband das lang ersehnte Konzert aus der ersten Reihe erlebt, der bezeichnet für sich persönlich wohl die Position direkt vor der Bühne als den Ort, an dem er die Musik mit Vorliebe hört.

Diese „Saitensprung“-Ausgabe beschäftigt sich primär mit der Musik an außergewöhnlichen Orten, fernab aller Normen, die sich über die Zeit in unseren Köpfen festgesetzt haben. Das aktuelle Heft widmet sich den Fragen, wie viel Musik hinter den Kulissen berühmter Konzerthäuser wirklich stattfindet, welche Rolle die Musik für Demenzzranke in einem Pflegeheim spielt und wie man mithilfe von Virtual-Reality-Technologie Konzerte ganz neu erleben kann.

Wir, die Studierenden des Instituts für Journalistik und Kommunikationsforschung an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover, haben uns an eben diese extraordinären Orte begeben und die herkömmlichen Schubladen ein wenig umsortiert.

Lara Sagen

INHALT

BOULEVARD

10 Fragen an Arne Jansen/Unerhört	4
Das Saitensprung-Rätsel/Hannover-Tipps	5
Plattenkritik	6

EINE FLUCHT HAT VIELE GESICHTER

RAUM FÜR BEGEGNUNG	8
--------------------------	---

SCHWERPUNKT ORTE. RÄUME

ZWISCHEN MUSEUM UND KREATIVWERKSTATT	10
--	----

Ein Blick hinter die Kulissen der Staatsoper Hannover

FULL METAL WELLNESS	13
---------------------------	----

HANNOVER HAT NICHTS	14
---------------------------	----

... gegen den Titel „Kulturhauptstadt“

„NORMALE KONZERTE SIND NICHT UNSER DING!“	16
---	----

Das Orchester im Treppenhaus möchte den Zugang zu klassischer Musik erleichtern

„EIN ORT FÜR MENSCHEN“	18
------------------------------	----

Das PLATZprojekt Hannover stellt Container für Start-ups zur Verfügung

KLÄNGE AUS DER TIEFGARAGE	21
---------------------------------	----

DIE LETZTE JUKEBOX DER LIMMERSTRASSE	22
--	----

„MUSIK-BRINGDIENST“ FÜR HANNOVER	24
--	----

DAS SAITENSPRUNG-FOTO	26
-----------------------------	----

MYTHOS TONSTUDIO	28
------------------------	----

EINGEQUETSCHT UND WEGGERAMMT	31
------------------------------------	----

Ein Punk-Rock-Konzert aus der ersten Reihe

MUSIK IM ALTER – BALSAM FÜR DIE SEELE	34
---	----

SINFONIE DER STRASSE	36
----------------------------	----

STADTGEFLÜSTER	38
----------------------	----

Wenn „Lärm“ zum Instrument wird

DARF ICH „DORFDISKO“ ZU DIR SAGEN?	40
--	----

MITTENDRIN STATT NUR DABEI	42
----------------------------------	----

VR-Brillen eröffnen neue Räume für das Erleben von Musik

MEHR ALS EIN DIGITALER RAUM FÜR JEDERMANN	44
---	----

„YouTube Spaces“ treibt gezielt die Kommerzialisierung der Video-Szene voran

FLÜSTERN FÜR DEN SEELENFRIEDEN	46
--------------------------------------	----

Wie das eigentümliche YouTube-Format ASMR Angst- und Schlafstörungen bekämpft

MISSIONARISCHE AUFGABE	48
------------------------------	----

„Weltliche“ Konzerte im sakralen Raum: Kirchen nehmen ihre kulturelle Verantwortung wahr

Impressum	50
-----------------	----

10 FRAGEN AN ...

ARNE JANSEN

Er ist mehrfacher Preisträger des „ECHO Jazz“, hat 2017 mit seinem Trio halb Afrika bespielt und ist seit 2015 Lehrkraft für besondere Aufgaben im Fach Gitarre am Institut für JazzRock-Pop der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover. Arne Jansen ist aber nicht nur einer der besten Jazz-Gitarristen Deutschlands, sondern ein äußerst vielseitiger Musiker. Ob im Studio mit Paul van Dyk oder auf Tournee mit Matthias Schweighöfer – musikalische Grenzen kennt der Wahlberliner nicht.

Ich liebe Musik, weil ...

... sie dem Unaussprechlichen/Unsagbaren Ausdruck verleihen kann.

Was war der erste Tonträger, den du gekauft hast?

Bruce Springsteen „Nebraska“.

Vinyl, CD, Kassette, MP3 oder Stream?

Ich bevorzuge Vinyl und CD wegen der hervorragenden Klangqualität. Obwohl wir heutzutage Musik in großartiger Qualität aufnehmen und wiedergeben können, geben wir uns meistens mit der minderwertigen Qualität im MP3- oder Streaming-Format zufrieden. Schade.

Was war dein schönstes Erlebnis auf der Bühne?

Wenn man auf der Bühne merkt, dass man im Laufe des Konzerts eine wirkliche Verbindung zum Publikum aufbauen konnte, ist das eine sehr anrührende Erfahrung.

Kleiner Club oder große Halle?

Beides hat seinen Reiz. Ich habe keine Präferenz.

Was sollte man beim Touren immer dabei haben?

Ersatzsaiten.

Spielt klassische Musik eine Rolle für dich?

Meine Frau ist klassische Musikerin, daher beschäftige ich mich regelmäßig intensiv mit klassischer Musik. Vor allem die großen Komponisten von Bach über Mahler über



Messiaen über Ligeti bis zu Elliot Carter sind inspirierend für mich.

Bitte vollende den Satz: Musik kann ...

...über kulturelle Grenzen oder Sprachbarrieren hinweg alle Menschen direkt erreichen und miteinander verbinden.

Angenommen, zeitliche und räumliche Hürden wären überwindbar – wen würdest du gerne einmal treffen?

Gustav Mahler.

Was sind deine Pläne für 2018?

Ich möchte 2018 ein schönes gemeinsames Projekt mit meinem Trio und dem Orchestra Baobab aus dem Senegal auf die Beine stellen sowie ein neues Album aufnehmen.

Aufgezeichnet von
Jan Michael Meyer-Lamp

UNERHÖRT GLISSANDO IN SERIE

Ein Glissando auf der Gitarre – und das während sie auf den Knien des Gitarristen liegt und die Saiten nach oben zeigen? Das mag sich komisch anhören, doch wenn man an den typischen Hawaii-Sound denkt, ist der Gedanke gar nicht mehr so abwegig. Gespielt wird die Gitarre hierbei nicht wie üblich mit den Fingern, die einzelne Töne oder Akkorde greifen, sondern mit einem flachen Metallstück, mit dem der Gitarrist an den lang schwingenden Stahlsaiten entlangfährt. Dies ist das Prinzip der Steelgitar. Erfunden hat diese Spielweise der aus Hawaii stammende Gitarrist Joseph Kekuku.

Doch was hat der aus Hannover stammende Hermann Weißenborn damit zu tun? Weißenborn ar-

beitete Ende des 19. Jahrhunderts als „Pianofortefabrikant“ in Hannover, bevor es ihn 1902 nach New York verschlug. Dort war er ebenfalls mehrere Jahre in einer Klavierfabrik tätig. 1912 zog er schließlich nach Los Angeles. Er stellte ein aus Mexiko stammendes Hausmädchen ein, das in seiner Freizeit bei Charles S. De Lano Gitarrenunterricht nahm. Dieser war zugleich Schüler bei dem berühmten Joseph Kekuku. De Lano besaß eine besonders gebaute Gitarre, die 1866 von einem norwegischen Gitarrenbauer erfunden worden war. Der Norweger hatte für Kekukus Art zu spielen ein eigenes Instrument konstruiert und dabei den Klang durch einen hohlen Hals verstärkt. Zu Unterrichtszwecken ließ De Lano dem Hausmädchen diese besondere Gitarre,

die es wegen eines kleinen technischen Defekts an Weißenborn weitergab. Als Weißenborn das Potenzial darin sah, baute er sie nach, ging mit ihr in Serie und verbreitete sie auf der ganzen Welt. Somit wurde die Grundlage der Steelgitar geschaffen.

Daniela Vathke

Als Quelle diente: „Südsee-Sehnsuchtsound aus Hannover“. Aus: taz am Wochenende, S.44, 6./7. Januar 2018

PLATTENKRITIK

Diese Seiten sind Hannovers lebendiger und vielseitiger Musikszene gewidmet. In jeder Ausgabe stellen wir aktuelle und spannende Veröffentlichungen von Bands und Künstlern vor allem aus der Region vor. Stilistische Grenzen setzen wir uns dabei nicht – ob Rock, Hip-Hop oder Klassik. Unser Credo lautet: Ehrlich loben und konstruktiv kritisieren.



RUNNING WITH LIONS

Lucid Nightmares

Make Big Records

Wer behauptet, Punk wäre tot, kennt Running With Lions noch nicht. Mit ihrer Debüt-EP „Lucid Nightmares“ beweist die Band aus Hamburg, dass zumindest Pop-Punk noch lange nicht tot ist. Die vier Musiker haben sich zum Ziel gesetzt, ihre Heimatstadt als dicken roten Punkt auf die Pop-Punk-Landkarte zu setzen und ein bisschen kalifornisches Flair nach Deutschland zu bringen. Genau das erreicht die Band mit ihrem neuen Album. Schon beim ersten Titel kommt beim Hören ein warmes, wohliges Gefühl auf, und man kann die Sonne geradezu auf der Haut spüren. Das Album versetzt den Zuhörer in einen angenehmen Tagtraum. Ob man dabei mit geöffnetem Fenster im Auto sitzt, sich auf der Terrasse ein kühles Getränk schmecken lässt oder auf einer Halbpfe chillt, ist völlig egal. Diese Träume sind allerdings, im Gegensatz zum Titel des Albums, keine luziden Alpträume. Text-

lich spannt Sänger Eike einen weiten Bogen. Von der Hoffnungslosigkeit im ersten Titel bis zur Einsicht, dass wir doch alle nur aus Fleisch und Knochen sind („Flesh and Bones“), lassen die Lyrics am Ende mit „H.O.P.E.“ doch noch ein bisschen Hoffnung zu. Auf jeden Fall besteht große Hoffnung für den Pop-Punk. Running With Lions reißen ihre Zuhörer mit einprägsamen Melodien und den charakteristischen Gitarrenriffs aus drei Akkorden mit. Wer gerne Green Day, Blink 182 oder New Found Glory hört, ist bei „Lucid Nightmares“ genau an der richtigen Adresse. Hier ist der Ohrwurm programmiert.

Mehr davon:
www.facebook.com/runningwithlionspunk

Daniela Vathke



OONOPS

Oonops Drops Vol. 1

Agogo Records

Als stolzer Kulturexport ist der hannoversche DJ Oonops längst über die Grenzen Niedersachsens hinaus

bekannt geworden. Wenn er nicht als Stammgast in der Cumberlandischen Galerie, im „Faust“ oder „LUX“ auflegt, produziert er nebenbei seine eigene Sendung für den New Yorker Hörfunksender Brooklyn Radio. Musikalisch lässt sich Oonops dabei von eigenen Geschmäckern leiten. Recht ist, was gut und groovy ist. Pendelnd zwischen Jazz, Funk, Soul, Dub und Hip-Hop ist auch der Horizont seiner ersten offiziellen Compilation „Oonops Drops Vol. 1“ frei von Genre-Grenzen. Oonops vertraut hier auf seine internationalen Beziehungen, die über Jahre als Vor-Act für u.a. Akua Naru, Myron & E, Ebo Taylor und Jeru The Damaja entstanden sind. Ziel der Zusammenstellung: eine Visitenkarte für die eigene, eklektische Arbeitsweise liefern und nebenbei bislang unveröffentlichte und verborgen gebliebene Stücke bewerben. Neben heimischen Beat-Schmieden wie den Wahl-Berlinern Figub Brazlevič und Suff Daddy tauchen Gäste auch aus Kanada (Slakah The Beatchild), England (Nostalgia 77), den USA (Shawn Lee) und Frankreich (DJ Cam) auf. Vor allem als DJ-Tool empfiehlt sich die Veröffentlichung des hannoverschen Labels Agogo Records. Sämtliche Anspielstationen fügen sich nahtlos in Warm-Up- bis hin zu Peak-Kontexte ein. Insbesondere ein Remix von Pat Van Dyke dürfte die D-Seite der Platte zu einem steten

Begleiter zukünftiger Bar-Abende in Hannover wie auch in Übersee werden lassen.

Mehr davon:

<https://djoonops.bandcamp.com/album/oonops-drops-vol-1>

Tim Tschentscher



KASIMIR EFFEKT

Kasimir Effekt EP

quadratisch rekords

Die neue EP der Elektro-Formation Kasimir Effekt aus Hannover lässt bereits durch die Namen der Tracks einen außergewöhnlichen Klang vermuten. Mit dem ersten Stück „Photonensturm“ tauchen die drei jungen Musiker durch eindringliche Bassklänge mit ihren Zuhörern in eine Art elektronischen Kosmos ein. In dieser Sphäre angelangt, wird mit dem Song „More Gravity“ zunächst eine gewisse Ruhe in den klanglichen Sturm gebracht. Die ist jedoch nicht von langer Dauer, da sich der Song dynamisch sowie rhythmisch steigert und zum Ende hin mit überraschenden Sounds auf den nächsten Titel einstimmt. Der

scheint das Herzstück der EP zu sein und wurde passenderweise „Herzton“ betitelt. Die schnell aufeinanderfolgenden Töne lassen ein Bild von klanglichen Teilchen vermuten, die durch den elektronischen Kosmos wirbeln. Das letzte Stück „Commodore“ scheint die vorher ungeordneten Teilchen nun mit eingängigen Beats wieder ordnen zu wollen. Mit neuartigen Sounds bleibt diese Ordnung jedoch keineswegs monoton, sodass Kasimir Effekt mit diesem Track einen passenden Abschluss für eine sehr gelungene EP schaffen.

Mehr davon:

[http://johannes-keller.org/
project/kasimir-effekt/](http://johannes-keller.org/project/kasimir-effekt/)

Aylin Öz



KENO

Around The Corner
Agogo Records

Nicht Moop-Mama-Frontmann und Creme-Fresh-Drittel Keno Langbein, aber Produzent und DJ David Hanke,

bekannt für häufig wechselnde Alter Egos, geht mit „Around The Corner“ auf die Suche nach den Wurzeln seiner Anfänge. Bei dem Lindener Label Agogo Records veröffentlichte Hanke bereits seit 2014 als Dem Juju Poets, Mankoor, Renegades Of Jazz und zuletzt unter seinem Klarnamen diverse Afrobeat- und Boogaloo-Experimente. Als Keno löst sich Hanke nun zunehmend von organischen Rhythmen und werkelt wieder hörbar elektronischer an Downbeat-Tempi und Trip-Hop-Requisiten. Zwischen Nineties-Noughties-Reminiszenzen und quantisiertem J Dilla im Hinterkopf, samplet sich der Hamburger dabei durch altbewährte Soul- und Jazzkataloge. In dem gleichnamigen Titeltrack versetzen Streicherschnipsel und vorsichtige Gitarrenriffs in eine selige Atmosphäre aus Erinnerungen an alte Portishead-Tage. Auf zwölf pointierten Stücken kommt Hanke in Eigenregie gänzlich ohne Gesang aus. Bei einer ausgewachsenen Spielzeit von 53 Minuten sind dabei für je ein Instrumental kaum weniger als vier Minuten vorgesehen. Kein Beat-Tape also, Hanke bietet detailreich ausproduzierte Stimmungen, die sich nicht in den Vordergrund drängen wollen. Dezent Harfen-Loops („Elwood“, „Spines And Rays“) und gelegentliche Glockenspiele

(„Where The River's High“, „Soulongago“) deuten immer wieder Beruhigung trotz treibender Drums an. Selten beschleunigt der Ruhepuls auf über 100 bpm. So entspannt haben Breakbeats schon lange nicht mehr geklungen.

Mehr davon:

[https://keno-agogo.bandcamp.com/
album/around-the-corner](https://keno-agogo.bandcamp.com/album/around-the-corner)

Tim Tschentscher

Ihr wollt eure CD im „Saitensprung“ rezensieren lassen? Dann schickt eure Platte und dazugehöriges Informationsmaterial an:

Redaktion „Saitensprung“
Institut für Journalistik und
Kommunikationsforschung
(Gunter Reus)
Expo Plaza 12
30539 Hannover

MIT GESENKTEM BLICK

taktlos

Völlig unscheinbar liegt er da, eingelassen in die Fußgängerzone vor dem Bahnhofsplatz auf Höhe der Straßenbahnschienen: Hannovers Musik-Gulli.

Tagein und tagaus trällert er seine Lieder und zieht trotz seiner grauen Erscheinung jede Menge fragende Blicke auf sich. Passieren die Fußgänger das runde Loch im Boden, blicken sie sich verwirrt um und versuchen, die geheimnisvollen Klänge zu orten.

Haben sie die Musik lokalisiert, senken sie abrupt ihren Blick und starren in die Löcher des Gulli-Deckels, als würden sie erwarten, in der Tiefe jemanden oder etwas erspähen zu können.

Man weiß ja nie. Vielleicht haust da Stephen Kings Pennywise mit seinem Kassettenrecorder, der Grusel-Clown aus dem Film ES, der Kindern an den verschiedensten Orten auflauert, um sie dann zu verschleppen. Eher unwahrscheinlich.

Vielleicht warten die Passanten aber auch darauf, dass Guido Cantz mit seinen wasserstoffblonden Haaren hinter einer Hauswand hervorspringt und die Verwirrten mit einem breiten Grinsen in seine Fernsehshow „Verstehen Sie Spaß?“ einlädt. Aber auch eine versteckte Kamera gibt es nicht. Vermutlich steht dort unten einfach „Noch-Kulturdezernent“ Harald Härke an seinen Plattentellern und mixt für alle den neuesten City-Sound. Damit würde er abseits der nicht endenden Rathaus-Affäre jedenfalls einen enorm wichtigen Beitrag zur Bewerbung um den Titel „Kulturhauptstadt 2025“ leisten. Abgesehen davon wäre das Musizieren sicher auch ein willkommener Zeitvertreib in seinem bevorstehenden vorzeitigen Ruhestand. Dem Oberbürgermeister tanzt er dann auch nicht mehr auf der Nase herum.

Lara Sagen



RAUM FÜR BEGEGNUNG

Bei „Dance the Tandem“ erhalten geflüchtete Musikschaffende eine Plattform für ihre Kunst. Die monatliche Reihe in der Cumberlandschen Galerie, die vom Staatstheater Hannover und vom Musikland Niedersachsen organisiert wird, ist dabei viel mehr als bloß eine Reihe von Konzerten: Die Gäste essen, sprechen, spielen und tanzen zusammen – nicht nur generationenübergreifend, sondern auch über kulturelle und sprachliche Grenzen hinweg.

Das „Cumberland“, das in Hannover bekannt ist für interaktive kulturelle Veranstaltungen, liegt versteckt im Innenhof hinter dem Schauspielhaus. Über eine große Treppe geht es hinauf zur Galerie, deren Eingangstor mit schweren Vorhängen verdeckt ist. Bereits von draußen ist die Ansage einer Frau zu hören. Hinter den Vorhängen eröffnet sich ein hohes, edel anmutendes Treppenhaus mit verzierten Säulen und bogenförmigen Einlassungen in den Wänden, durch farbiges Licht wunderbar in Szene gesetzt. Auf der mit bunt verschnörkelten Fliesen ausgelegten Ebene steht bereits eine Band, im Hintergrund befindet sich eine Bar, und links steigt eine lange Treppe empor, die als Tribüne dient. Der Raum ist randvoll mit Menschen, die still und gebannt der Rede der Sängerin zuhören. Eine besinnliche, aber auch melancholische Stimmung liegt in der Luft.

Die 44-jährige Sängerin Hevi Youssef stammt aus der nordsyrischen Kurdenregion Afrin. Hevi und ihr Mann Adnan Horo sind bereits 2015 nach Deutschland geflüchtet, aber sie plagt die Sorge um Verwandte und Bekannte. Es ist einer der seltenen Momente, in der die Syrien- und Flüchtlingskrise plastisch werden, und das mit einem Bezug, der aktueller nicht sein könnte. Die schrecklichen Berichte und Bilder aus den Medien, an die man sich in den letzten Jahren leider gewöhnen musste, werden noch bedrückender, wenn man den Opfern direkt gegenübersteht und sie einem persönlich ihre Geschichte erzählen.

Die Band beginnt zu spielen. Neben Sängerin Hevi und Adnan an der Gitarre sind Murad Mahmud an der Saz und Renas Sa-

lim an der Klarinette mit dabei. Die Gruppe hat sich erst kürzlich gegründet und führt vor allem kurdische Musik auf. Was in Deutschland selbstverständlich erscheint, ist in Syrien teilweise verboten, insbesondere in Gebieten, die vom so genannten Islamischen Staat kontrolliert werden. Die ernststen, aber auch würdevollen Mienen, mit denen die Musiker die bis zu 300 Jahre alten Werke vortragen, sind vor diesem Hintergrund gut zu verstehen. Nach den ersten eher getragenen Liedern kommt ein schwungvoller Song. Das bunt gemischte Publikum beginnt freudig mitzuklatschen. Plötzlich stimmt Hevi ein deutsches Lied an: „Die Gedanken sind frei“. Immer mehr Zuschauer stimmen mit ein in die so unschuldig wirkende Melodie mit diesen einfachen und doch so bedeutungsvollen Worten – ein ergreifender Moment. Am Ende viel Applaus für die vier Künstler, die sich mit ihrem Auftritt in die Herzen der Zuschauer gespielt und nebenbei auch ein kleines Zeichen des Widerstandes gesetzt haben.

Nach dem Konzert geht es am Publikum vorbei die Treppe hoch. Auf der nächsten Ebene sind Bierzeltgarnituren und ein großes Buffet mit verschiedenen Speisen aufgestellt. Zu meiner Überraschung ist dieses Angebot – wie übrigens auch der Eintritt zu der Veranstaltung – kostenlos. Hevi und Adnan haben nach ihrem Auftritt ebenfalls Hunger, und so bedienen wir uns an den Köstlichkeiten und setzen uns zum Gespräch zusammen. Die beiden erzählen aus ihrem früheren Leben: Der 47-jährige Adnan ist gelernter Kaufmann und hat ein Kulturcafé betrieben, in dem sich das Paar beim gemeinsamen Musizieren kennenlernte. „Das Café war ein wichtiger Treffpunkt zum Austausch“, erklärt er. Insbesondere für Menschen, die wegen des Kriegs ohne Strom, Radio- und Handyempfang von der Außenwelt abgeschnitten waren. „Wir haben aber auch in anderen

Städten Konzerte gegeben“, ergänzt Adnan, „unter anderem in Aleppo und Damaskus.“ Als es in Syrien zu gefährlich wurde, musste das Paar das Café und sein bisheriges Leben aufgeben und flüchten. Ihr Ziel war von Anfang an Deutschland. „Dort hatten wir bereits Bekannte, die viel Gutes über das Land erzählt haben“, erläutert Hevi.

Seit knapp drei Jahren leben die beiden in der Nähe von Celle und sind so oft wie möglich künstlerisch aktiv. Auf das „Welcome Board“ – eine Initiative des Musiklandes Niedersachsen und des Niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kultur, die geflüchtete und zugewanderte Musikschaffende unterstützt – ist das Paar über eine Freundin aufmerksam geworden. „Bei einem Projekt des Welcome Board im Center for World Music in Hildesheim haben wir mehrere syrische Musiker getroffen, sowohl kurdische als auch arabische“, erzählt Hevi. „Dort haben wir auch Murad und Renas kennengelernt, mit denen wir heute aufgetreten sind.“ Dem Paar ist wichtig, mit Musikern aus verschiedenen Kulturen zusammenzuspielen. „Sogar Klezmer-Musik haben wir schon gemacht“, hebt Adnan hervor. Für die kommende Zeit haben sie weitere Konzerte geplant, unter anderem in Hannover und Leipzig.



Hevi Youssef

Während unseres Gesprächs heizt eine Etage tiefer das Duo „Crepes Sucette“ mit ihrem Mix aus Irish Folk und Balkan dem Publikum ordentlich ein, die Stimmung ist ausgelassen. Hevi und Adnan aber verabschieden sich. „Wir haben morgen früh Deutschkurs“, erklärt Adnan. Zwar haben wir uns schon gut auf Deutsch austauschen können, aber die beiden scheinen nicht nur in ihrer Kunst zielstrebig zu sein.

Jan Michael Meyer-Lamp



ZWISCHEN MUSEUM UND KREATIVWERKSTATT

Ein Blick hinter die Kulissen der Staatsoper Hannover

Regelmäßige Opernbesucher kennen die typische Atmosphäre in einem Opernhaus: Menschen in Abendgarderobe sitzen in spannungsvoller Erwartung auf weichen Klappsitzen in einem halbdunklen Zuschauerraum. Die Bühne wird so lange zum Raum des Geschehens, bis der letzte Vorhang fällt. Hinterher sprechen begeisterte Besucher, scharfe Kritiker und selbsternannte Experten gerne über das Wie: Wie hat der Tenor gesungen? Wie hat die Hauptdarstellerin gespielt? Wie geschmackvoll, gewagt oder gelungen war die Inszenierung? In den seltensten Fällen fragt jemand nach dem Wo, nach den Räumen abseits des Scheinwerferlichtes. Ein Besuch hinter den Kulissen des Opernhauses Hannover aber eröffnet dem Betrachter tiefere Einblicke in die Welt der Theaterarbeit. Die verschiedenen Bereiche, in denen hier gearbeitet wird, bilden das ganze Spektrum der Tätigkeiten ab, die notwendig sind, bis eine Produktion auf die Bühne gebracht ist. Und die Räume sagen auch etwas aus über die Menschen, die hier arbeiten.

Einer von ihnen ist Neil Barry Moss, der seit eineinhalb Jahren als Regieassistent an der Oper Hannover tätig ist. Er erzählt

davon, dass seine Hauptaufgabe die Koordination hinter den Kulissen ist. Wenn die Gastregisseure nach der Premiere Hannover verlassen, ist der zuständige Regieassistent im Anschluss dafür verantwortlich, dass die Inszenierung weiterhin genau nach den szenischen Vorgaben des Regisseurs aufgeführt wird. Das bedeutet für Neil, dass er alles detailliert mitschreibt, was dieser sagt und entscheidet, um es später reproduzieren zu können. Er kümmert sich darum, dass das Publikum eine reibungsfreie Aufführung zu sehen bekommt. Das klingt im ersten Moment nach viel Organisationsaufwand und wenig kreativem Freiraum. So stellt sich die Frage: Wie viel kreative Arbeit findet denn hinter den Kulissen des Opernhauses überhaupt statt?

Der erste optische Eindruck, den die Räumlichkeiten vermitteln, lässt auf eine hohe Funktionalität schließen. In den Gängen und Treppenhäusern dominieren die nicht ganz sauberen weißen Wände, Stahltüren und ein paar Schilder, die auf die wichtigsten Räume hinweisen. Die Chorgarderobe der Herren ist ein hoher Raum, der eher an ein Lager erinnert als an einen Ort zum Schminken und Umzie-

hen. An der Wand hängen diverse Pläne: Probenplan, Maskenplan, Schminkzeiten, Applausordnung – alles ist genau getaktet. Platz für Kreativität ist da eher nicht.

In der Mitte des Raumes stehen Tische mit Spiegeln und die schon vorbereiteten Requisiten. Meike Kreilkamp ist Dramaturgieassistentin an der Oper und führt gerade eine Schulklasse durch die Räumlichkeiten hinter den Kulissen. Sie zeigt den Schülern Perücken, Bärte, Kopfbedeckungen und Schussverletzungen, die den Sängern hier vor dem Auftritt „zugefügt“ werden. Die Jugendlichen hören aufmerksam zu, als sie erklärt, dass bereits hier in der Maske genau darüber nachgedacht wird, welche Bedingungen nachher auf der Bühne herrschen und welche Wirkung die Gesichter der Darsteller später haben sollen. Offensichtlich findet hier doch mehr kreative Arbeit statt, als auf den ersten Blick erkennbar ist.

Dieses Gefühl verstärkt sich beim Betreten des Kostümfundus, der einige Etagen darüber liegt. Etwa 40 000 Kostüme besitzt die Oper, die meisten davon aus eigener Produktion. Gelagert werden sie hier in einem Labyrinth aus Kleiderständern

auf zwei Etagen. Der Raum mutet an wie eine Kombination aus Gefängnis, IKEA-Möbellager und Bekleidungsgeschäft. Dazu kommt eine sehr trockene Akustik, die nicht so richtig zur Raumgröße zu passen scheint. Es herrscht eine ehrfürchtig-geheimnisvolle Atmosphäre. Man fühlt sich wie in einem Museum: Jedes der Kostüme hat seine eigene Geschichte zu erzählen, alle Stücke sind speziell für ihren jeweiligen Zweck angefertigt.

Obwohl das Aussehen der Verkleidungen sehr detailliert vom jeweiligen Kostümbildner vorgegeben wird, besteht die Arbeit in der Schneiderei nicht nur aus Nähen und Säumen, sondern beinhaltet auch eine ständige kreative Suche nach Lösungen – beispielsweise beim Material: Meike Kreilkamp zeigt den Schülern einen Astronautenanzug, der für eine moderne Rossini-Inszenierung angefertigt wurde. Die Kostümschneiderei stand vor der Frage, was als Helm erhalten sollte. Die Jugendlichen raten: Ein Goldfischglas? Selbstgebastelt aus Pappmaschee? Nein, sagt Kreilkamp, ersteres sei zu offensichtlich, das zweite zu aufwändig und instabil. Stattdessen wurde eine alte Trockenhaube eingesetzt.

Wer nach kreativer Atmosphäre sucht, wird im Opernhaus auch im Chorsaal fündig. Hier probt neben dem Hauschor und dem Kinderchor auch ein Laienchor, der bei manchen Produktionen zusätzlich mitwirkt. Dank der Vorhänge und Holzver-

schalungen herrscht hier eine angenehme Akustik, sodass auch Aufnahmen und Live-Übertragungen auf die Bühne stattfinden können.

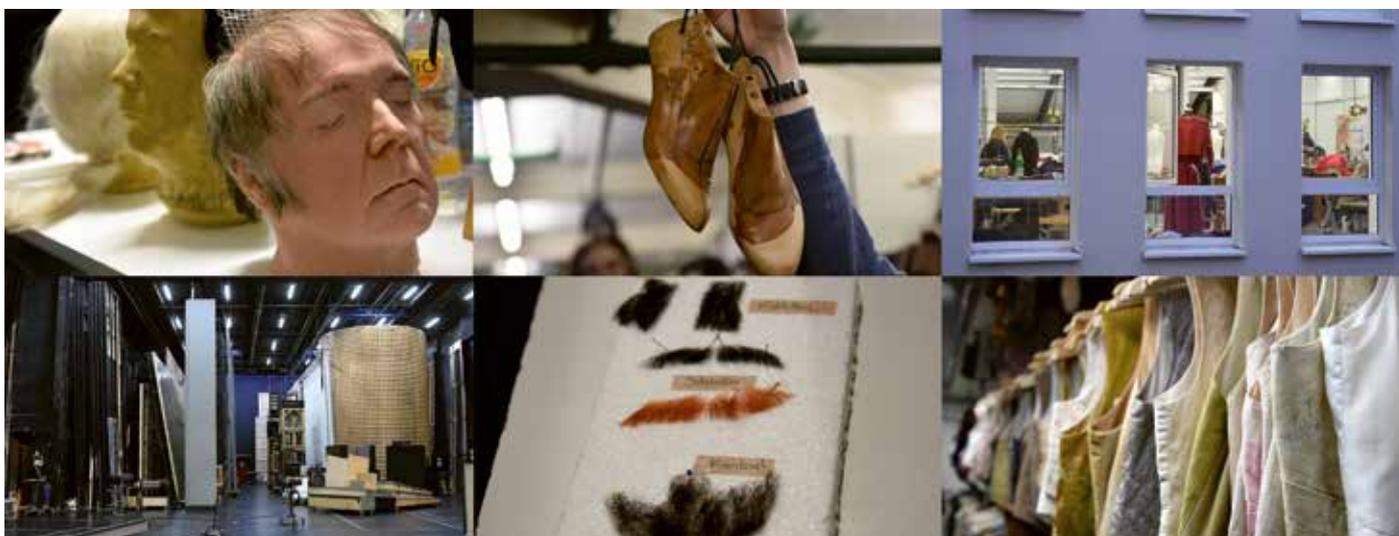
Das Herzstück des Opernhauses ist natürlich die Bühne selbst. „Don't forget anything!“ steht in großen Buchstaben an der schweren grünen Metalltür, die in den Bühnenbereich führt. Dort angekommen, wandert der Blick erst einmal nach oben in den 26 Meter hohen Schnürboden. Am höchsten Punkt des Opernhauses sind die Seilzüge befestigt, mit denen die Kulissen gehoben und gesenkt werden können. Seitlich lagern die riesigen Bühnenbilder der Stücke, die aktuell im Programm sind. Trotz der vielen Scheinwerfer, Seilzüge und Kulissen, die herumstehen und -hängen, fühlt sich der gewaltige Raum irgendwie wohnlich an. Das mag an der schwarzen Grundfarbe von Boden und Wänden liegen, aber auch die Akustik spielt eine Rolle: Durch die überwiegende Verwendung der Materialien Holz und Stoff hört sich der Raum kleiner an, als er ist. Auf der rechten Bühnenseite befinden sich die Plätze für die technischen Mitarbeiter. Auf einer Leuchtanzeige werden die nächsten Bewegungen der Kulissen geräuschlos angekündigt.

Der Inspizient – Herr über die technischen Bühnenabläufe – sitzt hier während der Aufführung an seinem Pult. Regieassistent Neil Barry Moss hingegen sitzt bei den Vorstellungen auch mal im Zuschauerraum

– ganz am Rand – und beobachtet aufmerksam, ob ihm irgendwelche Dinge auffallen, die nicht so sind, wie sie sein sollten. Eine technische Störung der Maschinenteknik beispielsweise sorgte bei „West Side Story“ einmal dafür, dass die Kulissen nicht mehr bewegt werden konnten. Jetzt war der Regieassistent gefragt, gemeinsam mit dem Team hinter der Bühne dieses Problem rasch zu lösen. Und zwar während der laufenden Vorstellung. Welche Laufwege der Darsteller sind blockiert? Welche Beleuchtungssituationen müssen in Echtzeit angepasst werden? Der Anspruch ist, jede Aufführung möglichst reibungsfrei bis zum Ende spielen zu können. Das ist man den Zuschauern schuldig.

Von der Bühne aus wirkt der Zuschauerraum, der immerhin 1200 Personen fasst, erstaunlich klein und unspektakulär. Die Größenverhältnisse zwischen diesen beiden Räumen bilden eine Analogie zur Wahrnehmung der Arbeit vor und hinter den Kulissen: Der Opernbesucher sieht nur einen Bruchteil des Aufwands, der notwendig ist, bis eine Inszenierung aufgeführt werden kann. Und aus der Perspektive einer Person hinter der Bühne ist der Zuschauerraum relativ klein, ebenso wie die Aufführung eines Stückes nur ein kleiner Teil vieler verschiedener und auf unterschiedlichste Weise kreativer Arbeitsprozesse ist, die am Ende hinter den Kulissen verschwinden.

Jonathan Huber





FULL METAL WELLNESS

Wie harte Metaller in die Luxuswelt der Kreuzfahrer eintauchen

Open-Air-Festivals haben in den letzten Jahren einen Boom erfahren. Die Nachfrage des Publikums reißt nicht ab, und der Trend ist eindeutig: Immer mehr, immer größer, immer teurer. Die absurde Krone setzt dieser Entwicklung ein außergewöhnliches Format auf – die Festivalkreuzfahrt.

Warum zahlen Menschen mehrere Hundert Euro für ein Wochenende im Matsch in überfluteten Zelten zwischen Dixie-Klos? Für warmes Bier, schlechten Sound und stinkende Füße? Offenbar steigt bei breiten Teilen der Bevölkerung das Bedürfnis nach Ausnahmezustand, nach Flucht aus einer durchrationalisierten Welt. Dieser Exodus ist seit ein paar Jahren aber auch weitaus bequemer möglich als beim Camping-Wochenende auf einer Kuhweide in der Provinz. Statt weiter Felder winkt die Weite der Meere, statt Dreckpfützen der Swimmingpool.

Musikkreuzfahrten gibt es nicht erst seit gestern, sondern mindestens seit 2010. Damals stach ein deutsches Reiseunternehmen zum ersten Mal mit Udo Lindenberg und seinen Freunden in See. Ein neuer Stern am weiten Himmel der Themenkreuzfahrten war geboren. 2013 erblickte ein weiterer, sehr „dunkler“ Stern das Licht der Welt: die

„Full Metal Cruise“, eine Festivalkreuzfahrt von und für alle, die das „Wacken Open Air“ lieben. Tatsächlich haben sich die Organisatoren des international renommierten Heavy-Metal-Festivals mit den Kreuzfahrtmachern der TUI in ein Boot gesetzt.

Diese Allianz könnte auf den ersten Blick gegensätzlicher kaum sein. Die bodenständigen Metaller vom schleswig-holsteinischen Acker tauchen ein in die Luxuswelt der Kreuzfahrer. Schwarz gekleidete Langhaarige springen in den Pool, direkt vor der Open-Air-Bühne auf dem Deck, und trinken gekühltes Dosenbier. Nach dem Konzert winkt ein Vier-Gänge-Menü im Nobelrestaurant des Schiffes. Headbanger bekämpfen mit professionellen Massagen ihre Nackenschmerzen oder entspannen im Whirlpool ihre abgerockten Glieder. Und wer mal wieder einen neuen Anstrich benötigt, kann sich diesen beim Tätowierer abholen. All inclusive.

Einzigartig ist auch die Nähe von Publikum und Künstlern. Mit etwas Glück ergattert man die Sonnenliege neben dem Lieblingsmusiker. Wobei es bei einem Line-Up von nur etwa zehn Bands (gegenüber rund 150 Bands beim ursprünglichen „Wacken“) gar nicht so wahrscheinlich ist, dass sich überhaupt ein Lieblingsmusiker an Bord be-

findet. Das ist aber auch nicht so wichtig. Im Vordergrund liegen ein paar Tage Erholung im exquisiten Kreis der knapp 2000 Elite-Metaller.

Denn die „Full Metal Wellness“ hat einen stolzen Preis: Das Rundum-Sorglos-Paket gibt es ab 1.300 Euro. Das kann sich nicht jeder Metal-Fan leisten, wobei auch beim Originalfestival mittlerweile Wochenendpreise von über 200 Euro fällig und die Tickets damit etwa doppelt so teuer sind wie noch vor zehn Jahren. Doch die Nachfrage bleibt ungebrochen, und insbesondere die Festivalkreuzfahrten sind ein Kassenschlager: Die zwei für 2018 geplanten „Full-Metal-Cruises“ waren innerhalb weniger Stunden ausverkauft.

Für Hannovers Musikfreunde bietet sich aber noch eine Alternative: In diesem Jahr wagen sich zum ersten Mal die Lokalmatadoren von Fury in the Slaughterhouse auf hohe See. Die Kreuzfahrt „Fury & Friends“ ist ab schlappen 999 Euro zu haben und damit preiswerter als das iPhone X. Besserverdienern bieten sich also auch in diesem Jahr wieder vielfältige Möglichkeiten, ihr Geld für Pop(kultur?) zu verpressen.

Jan Michael Meyer-Lamp

HANNOVER



HAT NICHTS

... gegen den Titel „Kulturhauptstadt“

Seit Februar ist es offiziell: Hannover möchte 2025 Kulturhauptstadt Europas werden. Dann würde Deutschland wieder eine von zwei europäischen Städten stellen, die den wohlklingenden Titel tragen dürfen. Neben Hannover bewerben sich auch Chemnitz, Dresden, Hildesheim, Kassel, Koblenz, Magdeburg und Nürnberg. Doch wofür wird sich da herausgeputzt?

„Hannover wird einen Kulturentwicklungsplan ausarbeiten und umsetzen, dessen Ergebnisse wir 2025 Besuchern aus

ganz Europa präsentieren wollen. Gewissermaßen knüpfen wir damit an die positiven Entwicklungen an, die in der Vorbereitung auf die Expo 2000 begonnen haben – diesmal allerdings noch nachhaltiger und speziell für Kunst und Kultur.“ So fasst es Melanie Botzki im Interview mit dem „Saitensprung“ zusammen. Die Leiterin des Büros Kulturhauptstadt steckt voller Euphorie für das „nicht vergleichbare“ Projekt, dessen Umsetzung der Stadtrat nun einstimmig und demonstrativ die Daumen reckend beschlossen hat.

Tatsächlich fiel der Gewinn für Hannovers Kulturszene aus dem üblichen Rahmen. Bis zur Verkündung des Titelträgers im nächsten Jahr stehen zwar „nur“ zwei Millionen Euro für die Ausarbeitung und Umsetzung des Kulturentwicklungsplans aus eigener Kasse zur Verfügung. Nach erfolgreicher Ernennung zur Kulturhauptstadt aber dürfen Titelträgerinnen im Durchschnitt mit etwa 64 Millionen aus EU-Geldern rechnen. Die Stadt Liverpool hatte vor zehn Jahren sogar 150 Millionen in Kulturprojekte investieren können.

Doch selbst ohne die europäische Geldspritze soll Hannovers lebhaftes Kulturszene eine verdiente Politur erhalten. „Der Kulturentwicklungsplan ist sowohl Plan A als auch Plan B. Abgeschlossen sein wird er ohnehin erst 2030 als Teil des Stadtentwicklungskonzepts“, so Botzki. „Das ist das eigentlich Wichtige für die Kultur in Hannover.“ Der Titel sei dann als Sahnehäubchen zu verstehen. Und für die müsse man jetzt nur noch „das richtige Narrativ entwickeln“.

Schon 2016 präsentierte Botzki die ersten Entwürfe der „Hannoverschen Kunst- und Kulturgeschichte“ bei einem Treffen der Bewerberstädte in Hildesheim. Damals wollte man den Überraschungseffekt ausspielen. Ein ansonsten scheinbar leeres Plakat verkündete die außerorts gefühlte Wahrheit „Hannover hat nichts“. Das Eingeständnis, dass noch ein weiter Weg bevorsteht? Oder etwa schon die gehissene weiße Flagge? Selbstverständlich nicht – unter UV-Licht erglühten plötzlich unzählige grafische Repräsentationen des vielfältigen Kulturlebens der niedersächsischen Landeshauptstadt. „Drucken Sie das Plakat lieber nicht ab. Sonst bekommen wir wieder Beschwerden, was noch alles fehlt“, klagt Botzki halb im Scherz – und halb so sturmgegerbt, dass man die Schwierigkeit nachvollziehen kann, der Kulturszene umfassend gerecht zu werden.

Hannover hat also nicht nichts. Um die vielen Akteure der Kulturszene aber auch zu versammeln und – gerecht repräsentiert – in die Planungen einzubeziehen, schrieb die Stadt 2017 einen Wettbewerb um ein geeignetes Werbekonzept aus. Den Zuschlag erhielt die „Identitätsstiftung“, eine lokale Werbeagentur. Nach intensivem Austausch über die Ziele der Bewerbung rief man den „Ausnahmestandard“ aus. Ein leerstehendes Gebäude am Kröpcke wurde für eine Woche zum Szene-Hotspot ausserkoren, an den man zum kreativen Brainstorming „Multiplikatoren der Szene“ einlud, wie Agenturchef Björn Vofrei sie im Gespräch mit dem „Saitensprung“ nennt. Den Ausnahmestandard bezieht der diplomierte Kommunikationsdesigner nicht nur augenzwinkernd auf plötzliche kulturelle Aktivitäten, sondern auch die möglicher-

weise zukunftsweisende Nutzung innerstädtischer Infrastruktur.

„Leerstehende Verkaufsflächen – noch dazu mit einer dicken Baustelle vor der Tür – verbindet man ja eher nicht mit Kunst und Kultur. Als wir uns über Zukunftsszenarien unterhalten haben, kam aber auch die Zukunft des Einzelhandels zur Sprache.“ Wenn die zunehmende Digitalisierung des Einzelhandels und auch autonomes Fahren voranschritten, Menschen womöglich weniger und ortsunabhängiger arbeiten könnten, bedürfte es neuer Orte und Formen der Begegnung. Aus solchen Überlegungen heraus wollte man 2025 die „Begegnungsstätte der Zukunft“ präsentieren. Dabei werde Nachbarschaft in all seinen Facetten eine zentrale Rolle im Narrativ der hannoverschen Kultur spielen.

„Identitätsstifter“ Vofrei nennt dafür ein konkretes Beispiel. 1992 trafen sich im Döhrener Jugendzentrum zum ersten Mal Breakdancer aus aller Welt zum „Battle of the Year“. Heute gilt die Veranstaltung als

Weltmeisterschaft ihrer Disziplin. Sie wird jährlich in Frankreich ausgetragen und vom Hauptbüro in Hannovers Nordstadt aus koordiniert. „Ohne dieses Event würde es Breakdance heute gar nicht mehr geben“, sagt Vofrei anerkennend. Die Tanzfläche sei ein „Ort der Begegnung“, wie man ihn suche, auch im Hinblick auf die Integration Geflüchteter. Viele ausländische Breakdancer würde man aber bald ohnehin in Hannover sehen, denn für das potenziell bedeutsame Jahr 2025 kehrt das „Battle of the Year“ wieder in seine Heimatstadt zurück.

Dank solcher Geschichten sieht Botzki Hannover neben Magdeburg und Chemnitz unter den Favoriten. Bis 2019 haben sie und das Büro Kulturhauptstadt nun Zeit, dieser Rolle mit einem ausgefeilten Kulturentwicklungsplan gerecht zu werden. Dann nämlich steht Melanie Botzki vor einer 12-köpfigen Jury und wird konkreteres sagen müssen als: „Hannover hat doch was.“

Kevin Kopsicker





„NORMALE KONZERTE SIND NICHT UNSER DING“

Das Orchester im Treppenhaus möchte mit außergewöhnlichen Konzertformaten den Zugang zu klassischer Musik erleichtern

Die Neonröhren an der tiefen Decke bilden eine Flucht. Es ist taghell, obwohl wir uns unter der Erde befinden. Über uns ragt das Ihmezentrum 73 Meter hoch in die Luft. Ich stehe mit Thomas Posth im autoleeren Parkhaus. Bis eben hat er mit seinem Orchester noch in der verwaisten siebten Etage des heruntergekommenen Kolosses gegeistert.

Klassische Musik an ungewöhnlichen Orten – mit seinem Orchester im Treppenhaus hat es sich der Dirigent und Leiter zur Aufgabe gemacht, das klassische Konzert aus dem verstaubten Konzertsaal zu holen und ganz neu zu inszenieren, fernab aller herkömmlichen Werte und Normen.

„Mit dem Orchester im Treppenhaus verfolgen wir eine ganz konkrete Absicht. Wir wollen Konzerte so spielen, dass nicht nur das übliche etablierte Klassik-Publikum kommt, sondern dass wir auch ein junges Publikum sehen“, erzählt er. „Deshalb suchen wir immer nach Veranstaltungsräumen, die nach außen hin interessant wirken. Bei unserem Dark Room spielen wir beispielsweise komplett im Dunkeln und laden professionelle Synchronsprecher ein. Das ist einfach ein Element, das Leute anziehen soll, die erst einmal nicht darauf warten, in ein klassisches Konzert zu gehen“, ergänzt Thomas Posth.

Das Hauptprinzip sei es, die Umgebung und die Atmosphäre des Konzerts so zu inszenieren, dass man die Musik außerordentlich gut und aufmerksam hören kann. Dabei gehe es auch darum, sich nicht vom Fremden erschrecken zu lassen. „Es ist wichtig, einfach mal ahnungslos ins Dunkle hineinzugehen und sich selbst zu sagen: ‚Okay, es macht mir zwar Angst, aber ich höre jetzt mal genauer zu‘, denn meistens ist es sehr schön, was man vom Fremden erfahren kann“, so der Leiter des Orchesters.

Das Orchester im Treppenhaus ist ein innovatives und erfolgreiches junges deutsches Klassik-Ensemble der heutigen Zeit. Seit 12 Jahren arbeiten die 28 Musiker an einem erweiterten Konzertbegriff. Mit spielerischem Forschungstrieb testen sie die Grenzen des Live-Konzerts aus, öffnen Türen zu neuen Hör-Erlebnissen, intimen Musik-Momenten und überraschenden Inhalten.

Auf die Frage nach dem bislang kuriosesten Aufführungsort muss Thomas Posth lange überlegen. „Kuriose Orte gab es viele. Wir haben mal eine Veranstaltung zusammen mit der Üstra gemacht. Bei der sind die Besucher mit einer Oldtimer-Straßenbahn eine Strecke abgefahren, an der es verschiedene Stützpunkte gab, zum Beispiel eine alte Tunnelröhre unterm Steintor. Dort hat dann ein musikalischer Act stattgefunden. Die Leute sind mit der Straßenbahn reingefahren, haben sich unsere Darbietung angehört, sind wieder eingestiegen und weitergefahren. Wir Musiker sind immer vorangefahren mit unserer privaten Straßenbahn. Das war total cool“, erinnert sich Thomas Posth gerne. Auch das Bredero-Hochhaus, das nur noch aus verlassenen Beton-Etagen besteht, die Baggi-Bar am Hauptbahnhof, das Ihmezentrum oder sogar der Niedersächsische Landtag gehören zu den präferierten Konzertlocations des Orchesters.

Gegründet hat sich das Orchester im Treppenhaus im Jahr 2006 an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover (HMTMH), die auch heute noch als wichtige Keimzelle fungiert. „Das ist einfach eine sehr gute Hochschule. Bis jetzt konnten wir sehr von den leistungsstarken Klassen profitieren, aus denen immer gute Leute zu uns kamen. Langsam werden wir jedoch unabhängiger, weil unser Orchester jetzt fest besetzt ist und wir die Musiker von der HMTMH nicht mehr zwingend brauchen“, so Thomas Posth. Auch er hat seine musikalische Ausbildung an der HMTMH absolviert. Zuerst studierte er Schulmusik, anschließend Cello und dann Dirigieren. Seit einigen Jahren hat er auch einen Lehrauftrag an der Musikhochschule. „Für mich ist die HMTMH auch heute noch ein wichtiger Bezugspunkt“, erzählt er.

Bei der Wahl des Ortes legt das Orchester im Treppenhaus viel Wert auf die Beschaffenheit und die Wahrnehmung des Raumes. „Wir versuchen immer einen Kompromiss herzustellen zwischen Orten, die uns thematisch interessieren, und einer guten Akustik, und das ist natürlich oftmals schwierig. Gerade in den Räumen des Ihmezentrums ist die Luft ausgesprochen trocken, und wir hätten uns eine angenehmere Akustik gewünscht. Andererseits klingt es



**Dirigent und Leiter
Thomas Posth**

hier eben so direkt für die Ohren, dass man die Menschen sehr tief berühren kann“, sagt Thomas Posth.

Auch nach so vielen Jahren, in denen das Orchester nun schon alle möglichen unmöglichen Räume bespielt, lassen Inspiration und Reiz an neuen Orten nicht nach. Dennoch wünschen sich die Musiker manchmal, einfach nur in einem Konzertsaal spielen zu können. „Wir haben mit unseren Orten immer so viel zu tun und so viele Schwierigkeiten, weil sich Pläne oft wieder zerschlagen, wenn sich die Räume als doch nicht geeignet erweisen“, gesteht der Dirigent. „Aber normale Konzerte zu spielen, das ist irgendwie nicht unser Ding.“

Lara Sagen



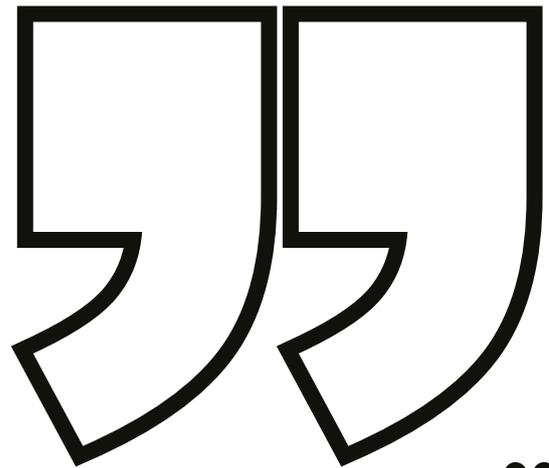
Das PLATZprojekt Hannover stellt Container zur Verfügung, in denen jedermann sein eigenes Start-up aufbauen kann

Ein verregneter Mittwochmittag im Dezember. Ein Tag, an dem man lieber im Warmen bleiben möchte. Trotz des kalten Wetters verspricht es jedoch einige raus aus der Stadt an das Ende der langen Fössestraße in Hannover-Linden, denn genau da befindet sich das PLATZprojekt Hannover. Zu dieser Jahreszeit zeigt sich der Platz nicht von seiner schönsten Seite, aber trotzdem versprüht er durch die bunten Container und die selbstgebauten Sitzgelegenheiten eine ganz besondere Atmosphäre. Aber was genau ist das PLATZprojekt eigentlich?

Vor fünf Jahren war der 3000 Quadratmeter große Platz eine Brachfläche, auf der außer ein paar Sträuchern nichts vorhanden war. Direkt neben diesem Platz befand sich schon damals der größte Do-it-yourself-Skatepark Europas. Da lag der Gedan-

ke nahe, auch die freie Brachfläche direkt nebenan zu übernehmen und für ein neues Do-it-yourself-Projekt zu nutzen. Ziel war es, Menschen Platz zu geben, um sich künstlerisch ausleben zu können – daher der Name. Dass es am Schluss Container wurden, in denen diese Kreativität ausgelebt wird, lag an den Kosten. Somit wurde aus dem Brachgelände ein Containerdorf.

Der erste Container, der damals auf den Platz gestellt wurde, dient heute als Treffpunkt aller Mitglieder des PLATZprojekt-Vereins und ähnelt mit seinen Sofas und einer kleinen Bar einem gemütlichen WG-Wohnzimmer mit offener Küche. Das PLATZprojekt gewann nach seiner Gründung bei einer bundesweiten Ausschreibung von „Jugend.Stadt.Labor“ und zählte zu den wenigen Projekten, die finanziell ge-



EIN ORT FÜR MENSCHEN

fördert wurden. Der Verein erhielt damals 120.000 Euro für die nächsten drei Jahre. Dieses Geld diente dazu, eine Infrastruktur aufzubauen und die Idee des Platzes weiterzuentwickeln. Heute finanziert sich das Projekt vorwiegend durch die Mitgliedsbeiträge und die Vermietung der Container, die man für 60 Euro pro Monat nutzen kann.

„Die Container sollen auch einen Raum zum Scheitern bieten“, erklärt Sebastian Backes, Mitglied des PLATZprojekt-Vereins. In den Containern darf jeder sein eigenes innovatives, gewerbliches Start Up aufbauen, ob das nun eine Massagebox, ein Kleiderkabinett oder ein Hotelzimmer ist – den Ideen sind keine Grenzen gesetzt. Es soll ein Platz zum Experimentieren und Probieren sein, Raum zur kreativen Entfaltung ge-

ben. Das PLATZprojekt stellt einen ersten Schritt in Richtung Selbständigkeit dar, den jeder ohne große finanzielle Verluste gehen kann. Dabei gibt es von den Mitgliedern Feedback und Zuspruch, die dazu motivieren sollen, weiter an den eigenen Zielen festzuhalten.

Wenn man eine Idee für ein Vorhaben hat, muss man sich mit dem PLATZprojekt-Verein in Verbindung setzen und dort sein Konzept vorstellen. Bei einem gemeinsamen Treffen wird dann über die Möglichkeiten gesprochen und überlegt, inwieweit sie umsetzbar und welche Kooperationen möglich sind. Dann muss nur noch ein Container angeschafft werden, Kosten zwischen 600 und 1.200 Euro, und schon kann es losgehen. Derzeit gibt es ungefähr 30 Projekte.

Wenn man Glück hat, wird das PLATZprojekt direkter Pate und stellt einen Container kostenfrei zur Verfügung. So wie „platzWERK“ von Sebastian und Mauro, ebenfalls Mitglied des Vereins. „Das sind so sieben graue Container. Ziemlich düster. Das wird eine Folteranstalt“, erklärt Mauro grinsend. „Ja, genau. Das wird ein Folterkeller“, stimmt Sebastian ihm zu. In Wirklichkeit befinden sich in den sieben Containern offene (Holz-)Werkstätten, Zeichensäle und Ateliers, die an Interessierte vermietet werden. Die Menschen beim PLATZprojekt sind mit jeder Menge Spaß und Motivation bei der Sache und nehmen sich selbst nicht immer allzu ernst. Es sind Menschen, die Lust auf neue Ideen haben und auch gerne gemeinsam Zeit verbringen wollen. Die Mitglieder des Vereins müssen keineswegs ein eigenes Projekt haben. „Du brauchst

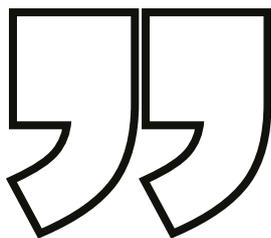
hier keinen Container zu haben, um dabei zu sein“, erklärt Mauro, „Das PLATZprojekt ist nicht nur ein Ort für Kreative, sondern ein Ort für Menschen.“

Der Verein richtet über das Jahr verteilt auch mehrere Veranstaltungen aus. Dazu zählen das Frühlings-, Sommer- und Herbstfest sowie der alljährliche Weihnachtsmarkt. Darüber hinaus gibt es Konzerte, entweder Open Air auf der selbstgebaute Holz Bühne oder auf der neuen In-Door-Bühne. Wenn Künstlerinnen und Künstler oder Bands Interesse haben, hier aufzutreten, können sie sich jederzeit mit dem Verein in Verbindung setzen. Leider sind solche Veranstaltungen immer mit sehr viel Aufwand verbunden; daher finden Konzerte nur ein paar Mal im Jahr statt.

Der Verein ist nach der „Do-Ocracy“-Struktur aufgebaut – ein Begriff, der aus „Do“ und „Democracy“ zusammengesetzt ist und auf die Selbstorganisation der einzelnen Mitglieder verweist. Zurzeit gibt es ungefähr 80 eingetragene Mitglieder, wobei es tatsächlich ungefähr doppelt so viele sind, die sich dem Verein zugehörig fühlen.

Die Altersspanne reicht von 19 bis 50 Jahre und umfasst Menschen in den unterschiedlichsten Lebenslagen. Mitglied kann man ganz leicht werden, das Formular ist auf der Website www.platzprojekt.de zu finden. Der Beitrag kostet 12 Euro im Jahr; wenn man freiwillig mehr bezahlt, darf man sich sogar als förderndes Mitglied bezeichnen. „Wir sind alle Fördermitglieder“, erzählt Mauro stolz und lacht. „Alle zahlen mindestens 13 Euro.“

Aylin Öz



Die Container sollen auch einen Raum zum Scheitern bieten

KLÄNGE AUS DER TIEFGARAGE



Unter dem pinkfarbenen Teppichfußboden der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover tobt zwischen Autoabgasen seit Jahrzehnten ein endloser Kampf um die besten Plätze. Denn wer keinen Übungsraum im Gebäude der Hochschule ergattern konnte, der muss unter die Erde gehen. Genauer gesagt: in die Tiefgarage unter der Hochschule. Die Akustik dort ist zum Glück erstaunlich gut, und auch die Probezeiten sind nicht begrenzt. Wer jetzt aber glaubt, man bekomme dort jederzeit problemlos einen freien Platz, der irrt sich gewaltig. Die Tiefgarage ist heiß begehrt, und besonders in den Sommermonaten herrscht zwischen

den kalten Steinwänden Hochbetrieb. Da muss man schon früh genug aufstehen, um eine Ecke für sich zu sichern. Aber auch im Winter ist die Tiefgarage gut besucht, weil die Heizungsrohre für angenehme Temperaturen sorgen. Ob nun Sommer oder Winter – den Studierenden bleibt nichts anderes übrig, als sich neben dem Studium regelmäßig einen Platz in der Tiefgarage zu erkämpfen. Da nicht abzusehen ist, wann die Hochschule dieses langwierige Problem der fehlenden Übungsräume lösen wird, werden auch weiterhin musikalische Klänge aus der Tiefgarage ertönen.

öz



DIE LETZTE JUKEBOX DER LIMMERSTRASSE

Es ist schon spät am Freitagabend. Nur wenige Feierwütige sind noch unterwegs und bemüht, irgendwo einen letzten Absacker aufzutreiben. Fast am Ende der Limmerstraße, da brennen noch ein paar Lichter in einer unscheinbaren Kneipe. Am Tage würde man sicherlich an ihr vorbeiwandern. Eine große braune Massivholztür, die einer schweren Sicherheitstür ähnelt, will auf den ersten Blick auch keinen einladenden Eindruck erwecken. Doch der Anschein trügt. Grünlich schimmernde Fenster lassen warmes, heimeliges Licht durchsickern. Eine

beleuchtete Getränkekarte lockt schließlich in das etwas versteckte Stübchen. Diverse Spirituosen ab 1,30 €, Mixgetränke ab 2,20 € und das große Bier für 3,40 €. Preise, die verraten: Hier lässt es sich etwas länger aushalten. Und in der Tat, es ist noch einiges los in dem kleinen Lokal.

Die Atmosphäre ist urig. In respektvollem Abstand sitzen die etwas gesetzteren Gäste in einer langen Reihe an der Theke. Man scheint sich zu kennen und trifft sich hier wohl häufiger mal zu Schnaps und

Plausch. Die großen Debatten über Gott, Kunst, Trump, die letzte Feier oder Probleme mit der Partnerin finden aber an den Nebentischen statt. Dort verkehrt das junge Volk, das doch noch irgendwie solche entschleunigten Gaststätten zu schätzen weiß. Trotz der umliegenden hippen Bars, Pubs, Clubs und netten Cafés ist das Publikum in solch altherwürdigen Wirtschaften oft bunt gemischt. Auch an diesem Abend zeren Studenten und Rentner gleichzeitig am Altersdurchschnitt. Ein Tisch an der Tür ist gerade frei geworden. Erst beim Hinsetzen

fällt auf, wie dick die stickig-rauchige Luft ist. Es gibt zwar einen Deckenventilator, ihn scheint aber niemand zu brauchen. Für Nichtraucher ist das eine Herausforderung. Es ist aber um so schöner, wenn die Gespräche nicht alle paar Minuten abbrechen, weil gerade jemand aufsteht und vor die Tür gehen muss.

Ein kauziger, aber herzlicher Wirt tritt heran und nimmt die ersten Bestellungen auf. Seine Tränensäcke lassen auf ein ereignisreiches Leben schließen, wovon einige Jahre vermutlich hinter dieser oder einer anderen Theke verbracht wurden. „Musik ist hinten!“, ruft er herüber, während er die Getränke vorbereitet. In einem kleinen Nebengang, der zu den Toiletten hinführt, steht ein großer schwarzer Kasten. Ähnlich wie bei einem Spielautomaten befindet sich dort auf Kopfhöhe ein Touchpad. Darauf können unzählige Listen mit Songs aller Genres durchsucht werden. Abgerechnet wird aber trotzdem noch analog, in Kleingeld. Einen Euro für fünf Song-Credits. Das Vorgängermodell steht dicht daneben an der Seite. Es scheint defekt zu sein. Die einzelnen Fächer der Titelauswahl lassen sich aber noch blättern. Bei diesem Gerät hängen selbstausgedruckte Rückseiten von CD-Hüllen hintereinander und können so mit einem Taster durchgewählt werden. Dann muss die Nummer des gewünschten Faches plus der Songnummer eingegeben werden. An dem Ersatzgerät funktioniert das so ähnlich. Eilig werden einige Songs zusammengesucht.

Zurück am Tisch bemerkt jemand, dass keine Musik in dem Lokal läuft, solange

niemand den Automaten mit Geld füttert. Zwar machen lebhaftere Diskussionen das Flair der Kneipe aus. Dass die sonst so alltägliche Dauerbeschallung jedoch in dieser Kneipe fehlt, fällt dennoch schnell auf. Bei der Songauswahl hat man zwei Möglichkeiten: Man sucht sich Stücke aus, die vermutlich jeder in einer solchen Situation hören mag. Oder aber man sucht sich solche aus, auf die man selbst gerade Lust hat. Dann kann es allerdings passieren, dass man sich Kommentare von den Gästen gefallen lassen muss. So geht es Bier um Bier. Dicht nebeneinander sitzt man Tisch an Tisch in dem Lokal und wartet darauf, welcher Gast welchen Song in krächzend-schlimmer Lautstärke spielen lässt. Zu Zeiten algorithmusbasierter Playlisten, Starkuratoren oder werbefreier Hitradios ist das doch irgendwie erfrischend altmodisch.

An der Wand prangt das Porträt einer verstorbenen Thekenkraft. Das Lokal trauert um seine Kellnerin. Stolz präsentiert die Person auf dem Bild ein volles Tablett gezapfter Biere. So möchte man sie in Erinnerung behalten. Gegenüber hängt ein roter Sparkasten der Stadtparkasse. In modernen Bars gibt es so etwas kaum noch. Zirka 16 kleine Fächer besitzt der Kasten. Eine Aufschrift rät: „Spar den Groschen!“ Stammgäste können hier in beliebigen Abständen ihr Kleingeld in den für sie vorgesehenen Münzschlitz einwerfen. Ist das Geld bei einem nächsten Besuch mal knapper als die Zeche hoch ist, darf der Sparkasten angebrochen werden. So überleben hier Relikte einer scheinbar längst vergangenen Kneipenkultur und ziehen die Atmosphäre ins Ulkige. Denn die teilweise neumodische

Musik, die aus den Lautsprechern plärrt, passt doch irgendwie nicht in das Bild, sorgt aber für Heiterkeit am Tisch. Jemand hat einen fremdsprachigen Song gewählt. An der Theke kommt Unmut auf: „Das ist aber ein toller Song!“, grummelt einer der Gäste und wirft einen zynischen Blick über dessen Schulter.

Der bunte Musikmix und das gemeinsame Zusammensitzen sorgen aber gerade dafür, dass sich plötzlich jeder Gast berufen fühlt, Urteile als Musikkritiker zu fällen. Mit steigendem Alkoholpegel steigt auch die Fantasie bei der Songwahl. Was der Kasten alles herzugeben hat, ist trotz der Suchmaske nicht zu erkennen. „Ich weiß nicht wie das Ding funktioniert“, sagt der Wirt, „aber ich höre ja, was die Leute da jedesmal aufs Neue rausholen.“ So reihen sich deutschsprachige Chansons der 1950er und Power-Balladen der 1980er an US-Rap der 1990er. Wie selig eins und uneins über Musik gestritten, erinnert, informiert und debattiert wird, ist schon ungewöhnlich. Dass eine notdürftig zusammengeschaubte Klapperkiste aus der Ecke solche lebhaften Meinungen wecken kann, ist geradezu erstaunlich. Als der Wirt schließlich die Tür auf Durchzug stellt, zur letzten Runde bittet und schunkelige Rausschmeißer die Nacht einläuten, sind sich aber alle einig: „Ich hab zu viel Geld bei dem Kasten gelassen!“

Tim Tschentscher





„MUSIK-BRINGDIENST“ FÜR HANNOVER

Gut unterwegs sind das „Rock-Mobil“ und das „MusikMobil“: zwei VW-Busse, vollgepackt mit Bandedquipment.

Das MusikZentrum Hannover ist vor allem als mittelgroße Spielstätte für Bands bekannt. Dabei steckt viel mehr dahinter: Die gleichnamige gemeinnützige GmbH hat es sich zur Aufgabe gemacht, möglichst vielen Menschen den Zugang zum aktiven Musizieren zu ermöglichen. In diesem Jahr feiert die Organisation ihr 25-jähriges Jubiläum.

Der Name weckt Erwartungen: Wer für sich beansprucht, das Zentrum der Musik einer Großstadt wie Hannover zu sein, muss diesem Anspruch erst mal gerecht werden. Tatsächlich fördert das MusikZentrum mit seinen zahlreichen unterschiedlichen Angeboten und Projekten die regionale Musikszene sowohl in der Breite als auch in der Spitze. Das Netzwerk dafür erstreckt sich von lokalen Partnern wie der Landeshauptstadt Hannover, die das MusikZentrum institutionell fördert und mit ihm beispielsweise bei der Ausbildung für verschiedene Berufe kooperiert, bis hin zu landes- und bundesweiten Organisationen.

Auch räumlich bietet sich auf dem alten Fabrikgelände in der Nordstadt ein wahres Zentrum für Musik: Neben der gut 500 Zuschauer fassenden Halle, in der vor allem Pop- und Rockkonzerte, aber auch Theateraufführungen und Partys veranstaltet werden, befinden sich im Hauptgebäude nicht nur ein großes Tonstudio, sondern auch Probe- und Seminarräume. Zudem sitzen hier die Geschäftsstellen des RockBüros Hannover, der Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Rock in Niedersachsen und der Deutschen Rockmusik Stiftung. Das Magazin *rockszene.de*, die Musikvideo-Produktionsfirma *d-zentral.tv* sowie eine Grafikabteilung liegen auch Tür an Tür – die Wege von Künstlern, Managern, Mediengestaltern und Journalisten sind also kurz, und gemeinsame Projektideen können beim Kaffee auf dem Flur ausgetauscht werden.

Das MusikZentrum ist aber auch an anderen Orten präsent. Neben Proberäumen an drei weiteren Standorten in Hannover bietet es viele Workshops für die breite Bevölkerung an. Dafür sind nicht nur professionelle Musikpädagogen, sondern auch eine Reihe von Spezialfahrzeugen im Einsatz. Der „Musik-in-Liner“, ein zum Proberaum

umgebauter Linienbus, fuhr zehn Jahre lang für Musik- und Tanzworkshops durch Niedersachsen, bevor er wegen Altersschwäche ausgemustert und einer Schule als Kreativraum vermacht wurde. Gut unterwegs dagegen sind weiterhin das „RockMobil“ und das „MusikMobil“, zwei VW-Busse, die vollgepackt mit Bandedquipment sind: Von E-Gitarren über Bass, Keyboards, Schlagzeug und Percussion-Instrumente bis hin zu Mikrofonen und Gesangsanlage ist alles dabei, was man für eine Bandprobe braucht. Das Angebot richtet sich an Jugendliche im Alter von 8 bis 18 Jahren und wird vor allem von Jugendzentren, Freizeitheimen und ähnlichen Einrichtungen gebucht. Musikalische Vorkenntnisse oder Fertigkeiten sind keine Voraussetzung für die Workshops, vielmehr stehen Spaß an der Musik und Experimentierfreude im Vordergrund.

Das größte Mobil ist der „SoundTruck“, ein rollendes Tonstudio. In dem umgebauten LKW können nicht nur Nachwuchsbands ihre Demotapes aufnehmen, sondern beispielsweise auch Kinder einer Tagesstätte ihre Lieder oder Mitarbeiter bei Firmenfeiern den Unternehmenssong festhalten. Auch hier sind keine Vorkenntnisse nötig, die Menschen sollen vielmehr über das Medium Musik und durch die professionelle Unterstützung der Dozenten positive Anregungen und Entwicklungschancen erhalten.

Diese „Musik-Bringdienste“ werden aktuell durch ein weiteres mobiles Projekt ergänzt: Das APPmusikStudio, für das 20 Tablets inklusive verschiedener Apps zur Erzeugung von Musik angeschafft wurden, soll neue Zielgruppen ansprechen und die Entwicklung von Medienkompetenz und inklusiven Bildungsangeboten ermöglichen. Zurzeit laufen die Planungen für eine

App-Oper mit Jugendlichen und Musikern der Staatsoper Hannover im Jahr 2019.

Trotz neuer digitaler Wege kommen beim MusikZentrum aber auch traditionelle Bühnenreihen nicht zu kurz. Jährliche Projekte sind das Jugendmusiktheater, bei dem Kindern und Jugendlichen Tanz, Theater, Technik und Musik nähergebracht werden, und der Sixpack-Bandcontest, der Nachwuchsbands mit professionellem Anspruch fördert – eine Plattform, auf der sich auch immer mehr Combos der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover tummeln.

Wer diesen Wettbewerb gewinnt, darf auf dem größten Musikfest der Welt spielen: der Fête de la Musique, die zur Sommersonnenwende in Städten weltweit von Berlin über New York bis nach Peking gefeiert wird und allein in Hannover mit 35 Bühnen und 2500 teilnehmenden Musikern die Massen anlockt. Die lokale Produktionsleitung für das Festival ist seit vier Jahren im MusikZentrum zuhause. So hat sich ein Kreis geschlossen, denn wohl bei keiner anderen Veranstaltung kommen so viele Menschen zusammen, um gemeinsam auf unterschiedlichste Art Musik zu machen.

Jan Michael Meyer-Lamp



Charts im Vergleich:

MUSIK KENNT KEINE GRENZEN



- Perfect
as du Liebe nennst
ello feat. Young Thug

Russland

1. Imagine Dragons - Whatever It Takes
2. Eldzhey & Feduk - Rozovoe vino
3. Zayn Malik feat. Sia - Dusk Till Dawn

China

1. Tia Ray - Be Apart
2. Yu Wenwen - Anständig (Übersetzung)
3. Ed Sheeran - Perfect

Indien

1. Atif Aslam - Dil Diyan Gallan
2. Vishal Dadlani & Neha Bhasin - Swag Se Swagat
3. Yo Yo Honey Singh, Simar Kaur & Ishers - Dil Chori

id - Manya
Do

Indonesien

1. Ed Sheeran - Perfect
2. Keala Settle & The Greatest Showman Ensemble - This Is Me
3. Camila Cabello (feat. Young Thug) - Havana

MYTHOS



TONSTUDIO

Mit Standardsoftware kann heute jeder zuhause professionell Musik produzieren. Dennoch lebt die „Aura“ des herkömmlichen Aufnahmestudios weiter

„Ein Haufen Idioten!“, soll Paul Cole gedacht haben, als er vier langhaarige junge Männer – einer von ihnen barfuß – immer und immer wieder den Zebrastrifen einer unscheinbaren kleinen Straße des Londoner Stadtteils Westminster überqueren sieht. Gerade genießt Cole an einem lauen Freitagmorgen im Jahr 1969 einen Spaziergang während seines Urlaubs in der englischen Hauptstadt. In diesem Moment wird er von Fotograf Iain MacMillan geknipst.

Heute gilt dieser mehr oder minder inszenierte Schnappschuss an der Abbey Road als ikonisch bedeutsam, sowohl für die Beatles als auch für das Studio, in dem deren gleichnamiges elftes Album „Abbey Road“ entstanden ist. Nur wenige Meter entfernt von eben jenem Fußgängerüberweg nahmen auch andere Größen der Pophistorie Teile ihres Œuvres auf: Pink Floyd, Elton John, Michael Jackson. Die Liste der Künstler ist unendlich lang. Denn seit jeher wa-

ren Musiker darauf bedacht, den Ruhm der Beatles bei Aufnahmen in der Abbey Road auf sich abfärben zu lassen.

Nicht zuletzt lassen sich Spuren eines solchen Mythos auf den Verpackungen der Schallplatten und CDs aus dem heimischen Regal finden: „Mixed & Mastered at Abbey Road Studios“ heißt es da häufig. Für manche mag das ein Verkaufsargument geworden sein. „Klar, das ist Marketing“, meint Gitarrist Thorsten Drücker, der an der Musikhochschule Hannover studiert hat und seit 2012 an der Universität Paderborn und der Hochschule für Musik in Detmold arbeitet. „Es wird aber auch vorausgesetzt, dass man das Studio und seine Geschichte dahinter kennt. Der Mythos Tonstudio ist hier also sogar im Mainstream angekommen. Der Ort wird als Gütesiegel verstanden.“ Als Dozent für Musikproduktion, Künstlerentwicklung und Gitarre beobachtet Drücker das Phänomen Tonstudio schon länger. „In den Neunzigern gab es eine Zeit, da wurden ‚Remastered CDs‘ veröffentlicht. Von Led Zeppelin zum Beispiel. Da gab es eine Reihe, ‚Remastered by Jimmy Page‘. Ich habe mich immer gefragt: Was hat der da gemacht? Der hat sich sicherlich nicht hingegesetzt und von den Originaltonbändern alle Spuren nochmal neu gemischt.“

So gibt es nicht wenige Musikschaffende und -liebhaber, die mit einer solchen

Zuschreibung eine Art magische Wirkung verknüpfen. Doch was besagt der Mythos eigentlich genau? Und wie setzt er sich zusammen? „Der Mythos Tonstudio hält sich bis heute hartnäckig. Das wundert mich. Jeder der sich einen neuen Laptop kauft, bekommt mittlerweile Standardsoftware mitgeliefert, die ein kleines Tonstudio simulieren kann. Man ist nach einer kurzen Einarbeitungsphase in der Lage, sich selbst zu produzieren. So haben Leute wie Moby bereits in den Neunzigern diesen Mythos aufweichen und behaupten können: ‚Ich produziere alles vom Sofa in meinem Wohnzimmer heraus‘“, erinnert sich Drücker. „Der Mythos hält sich aber immer noch, weil die Vorstellung Bestand hat, nur in einem Tonstudio, also einem Ort, der ausschließlich dafür konzipiert wurde Musik zu produzieren, die Voraussetzungen zu finden, um wirklich gute Musik kreieren zu können.“ Drücker erinnert sich dabei auch an den regen Austausch mit seinen Studenten. „Ich höre das immer wieder: ‚Naja, wir gehen dann und dann ins Tonstudio und nehmen das Demo kurz nochmal richtig auf.‘ Da steckt schon der Mythos drin. Man geht davon aus, dass man in einem Tonstudio viel bessere technische Möglichkeiten vorfindet. Das fängt beim Mischpult an und geht bis zur Mikrofonie. Als könne man mit viel Technik automatisch besser aufnehmen. Die technische Seite trägt zum Mythos bei.“

Drücker vermutet, dass sich eine spirituelle Ebene insbesondere bei historisch bedeutsamen Studios und dem Gedanken an kulturelle Vermächtnisse ergibt. „Es gibt berühmte Tonstudios wie zum Beispiel das Hansa Studio in Berlin oder eben das Abbey Road Studio in London. Da haben die ganz Großen aufgenommen. Als Musiker glaubt man, diese Aura könne Inspiration garantieren und nur da habe man als Künstler eine einzigartige Möglichkeit Großes zu schaffen.“ Doch Drücker relativiert auch: „Beide Punkte sind genau genommen natürlich Quatsch. Man kann mit der heutigen virtuellen Tonstudioteknik alles simulieren. Es gibt unbegrenzte Möglichkeiten. Was die Aura betrifft, das ist natürlich so etwas wie Religion. Entweder man glaubt daran oder man glaubt nicht daran.“

So stelle sich eine Art „Self-fulfilling prophecy“ ein. „Wenn ich mich an solchen Orten für Tausende von Dollar pro Tag einmiete, dann bin ich unter Zugzwang. Es muss etwas entstehen, und natürlich entsteht auch irgendwas. Hinterher kann ich aber immer sagen: ‚Das ist nur so geworden, weil ich dort aufgenommen habe!‘“ In der Pophistorie finden sich etliche solcher Referenzen. Tonstudios waren technologisch bedingt bisher ein fest installierter Ort. So lange dieser Umstand Gültigkeit behielt, konnten sich große, bekannte, ja nahezu schon berühmte Tonstudios leicht

**Thorsten Drücker, Dozent für
Musikproduktion,
Künstlerentwicklung
und Gitarre**



etablieren. Kenner sprechen sogar von einer hörbaren Handschrift bestimmter Studios. David Bowies Alben „Low“, „Heroes“ und „Lodger“ wurden ab Ende der 1970er Jahre als „Berlin-Trilogie“ bekannt, da sie in den Hansa Studios Berlin entstanden. Die irische Rock-Band U2 schloß im Oktober 1990 daran an und begann ebenfalls dort ihr siebtes Studioalbum „Achtung Baby“ aufzunehmen. Anders als Bowie lebten U2 nie wirklich in Berlin, suchten aber ebenfalls nach Inspiration in einem politisch turbulenten Umfeld.

Künstler und Bands versuchten immer auch, Zwänge der Industrie zu durchbrechen, um eigene Regeln aufstellen zu können. Drücker erinnert sich an sein persönliches Lieblingsalbum: „Für ‚Blood Sugar Sex Magic‘ haben sich Red Hot Chili Peppers 1991 ein komplett eigenes Studio in einer alten Villa in Los Angeles eingerichtet. Das war im Grunde genommen kein Tonstudio. Das war ein Haus. Auch hier kam wieder ein Mythos hinzu: In diesem Haus hatte früher Jimi Hendrix ein Wochenende übernachtet. Später hat es Rick Rubin gekauft und hat da auch mit Johnny Cash die ‚American Recordings‘ gemacht. Es scheint immer so zu sein, dass man einem bestimmten Raum eine Aura zuschreiben möchte.“ Das Haus – „The Mansion“ genannt –, in dem auch Illusionist Harry Houdini gelebt haben soll, hielt fortan immer wieder für erfolgreiche Produktionen her: Meilensteine von Jay-Z, Marilyn Manson und Linkin Park sind dort

entstanden. Gar paranormale Phänomene sollen beobachtet worden sein.

Klar ist: Orte, die wiederholt von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte aus unterschiedlichen Hintergründen aufgesucht werden, tragen zur Legendenbildung und zur „Aura“ bei. Klar ist aber auch: Je weiter sich der Schaffensprozess von „Künstler im Studio“ zu „Künstler im Privaten“ wandelt, desto weniger greifbar wird bei der Produktion einer neuen Platte die „Geschichte dahinter“ und um so schwieriger wird es diese zu vermarkten. Drücker geht sogar noch einen Schritt weiter und prognostiziert ein regelrechtes Studiosterben. So habe eine Studie zur technologischen Rationalisierung von Musikstudios festgestellt, dass zwischen 1997 und 2007 besorgniserregend viele Tonstudios geschlossen worden seien. „Ein Freund meinte mal: ‚Wir gehen mit unserer Band nicht mehr ins Studio. Wir machen das alles selber im Proberaum. Was man im Studio braucht, ist Zeit. Wenn wir uns ein Studio im Proberaum einrichten, dann haben wir unendlich viel Zeit.“ Ob dies auf längere Sicht ein Ende des herkömmlichen Tonstudios bedeutet, bleibt dahingestellt.

So gibt es noch immer nicht wenige Musiker, die gerade auf ein professionell straffes Arbeitsklima vertrauen. Matthias Lohmöller, Besitzer des „DocMaKlang“ in Osnabrück, ist seit über 20 Jahren Tonstudiobetreiber. Auch er hat schon viele

Künstler kommen und gehen sehen, sieht der Zukunft jedoch weniger radikal entgegen: „Professionelle Tonstudios sind meiner Meinung nach sehr wichtig, auch wenn sich in vielen Bereichen ihre Funktion für den Musiker verändert hat. Es geht nicht mehr wie früher darum, die Technik bereitzustellen und den rein physischen Aufnahmeprozess zu ermöglichen, sondern eher darum, die Vielzahl an produktionstechnischen Möglichkeiten zu bündeln und dem Musiker ein Umfeld zu bieten, in dem er konzentriert arbeiten kann.“ Die Liberalisierung von Produktionsmöglichkeiten sieht Lohmöller sogar als Chance: „Auch wenn der nötige finanzielle Aufwand für ein Homestudio immer geringer wird und man mittlerweile schon sehr günstig wirklich gute Tools bekommt, glaube ich, dass das professionelle Tonstudio weiterhin wichtig bleiben wird.“

Tim Tschentscher/Kevin Kopsicker

**„Der Mythos
Tonstudio hält
sich bis heute
hartnäckig. Das
wundert mich.
Jeder der sich
einen neuen
Laptop kauft,
bekommt mitt-
lerweile Stan-
dardsoftware
mitgeliefert, die
ein kleines Ton-
studio simulie-
ren kann.“**





EINGEQUETSCHT UND WEGGERAMMT

Ein Punk-Rock-Konzert aus der ersten Reihe

Als Fan einer Punk-Rock-Band muss man schmerzfrei sein. Sehr schmerzfrei. Damit meine ich nicht resistent gegen laute und scheppernde Musik, sondern im wahrsten Sinne des Wortes schmerzfrei. Punk-Konzerte sind wahrlich kein Zuckerschlecken. Als jahrelanger Green-Day-Fan spreche ich da aus Erfahrung.

Wenn man, wie ich, leidenschaftlich gerne auf Konzerte geht, ist ein Großteil des Lebens geprägt von durchgeschwitz-

ten Shirts und blauen Flecken. Blaue Flecken hängen meistens unmittelbar mit der persönlichen Wunschplatz-Verteidigung zusammen, denn für richtige Fans gibt es nur den einen Ort für den optimalen Konzertgenuss: Innenraum, erste Reihe. Heiß begehrt und schwer zu erreichen. Auch ich habe dort meinen Stamplatz ganz vorne am Wellenbrecher gefunden – nicht direkt an der Hauptbühne, sondern vorne am Steg, der in die Menge ragt. Dort ist man seinem Idol viel näher. Es trennen dich nur

ein, maximal zwei Meter von ihm. Diese Position verteidige ich jedes Mal aufs Neue bis aufs Letzte. Dort hinzukommen gleicht einem langen und harten Kampf.

Also am besten von Anfang an. Die Strapazen eines Konzertabends beginnen nämlich schon viel eher. Direkt nach dem Aufstehen, um genau zu sein. Man wacht mit einem euphorischen „Endlich ist es so weit“ auf, springt aus dem Bett, macht sich in Windeseile fertig, um auch bloß rechtzeitig

an der Konzerthalle anzukommen. Meistens liegen drei bis vier Stunden Fahrt vor einem. Da muss man früh los, um Punkt 10 Uhr vor der Halle zu stehen und die Eingangstür zu belagern.

Endlich angekommen, trifft man auf die üblichen Verdächtigen, die in Isolierfolie eingewickelt und auf Iso-Matten sitzend alle Neuankömmlinge kritisch begutachten. Stellt man sich gut mit ihnen, darf man sich dazugesellen. Mittlerweile kennt man sich aber untereinander. Alles Wiederholungs-täter, mit denen ich über die Jahre zu einer kleinen Green-Day-Familie zusammengewachsen bin. In Gesellschaft lassen sich die langen acht Stunden Wartezeit bis zum Einlass deutlich kurzweiliger gestalten. Vordränger und Pöbler werden erfolgreich abgewehrt. Zwischenzeitlich frage ich mich, warum ich das eigentlich schon wieder alles mitmache. Aber die Vorfreude ist so groß, dass die negativen Gedanken wieder schwinden.

Die erste Massenhysterie bricht aus, wenn die Schleusen für den Einlass aufgestellt werden. Was passiert, wenn sich die Türen zwei Stunden vor Konzertbeginn endlich öffnen, kann sich an dieser Stelle wahrscheinlich jeder denken. Zur Verdeutlichung ein kleiner Vergleich aus der Tierwelt: Ein Rennpferd steht kurz vor seinem Rennstart mit Scheuklappen und angelegten Ohren in der Startbox, scharrt aufgeregt mit den Hufen und wartet ungeduldig darauf, dass der Startschuss fällt. Ist das Startzeichen ertönt, gibt es kein Halten mehr. Den Fans bleiben nur wenige Sekunden, um den Weg in den Innenraum ausfindig zu machen und die Position der Bühne zu

erspähen. Alle zuvor gründlich ausgetüftelten Pläne werden im Bruchteil einer Sekunde über den Haufen geworfen. Rennen! Rennen, rennen, rennen! In diesem Moment zählt nichts anderes.

Hat man seinen Stammplatz erreicht und sich an dem Wellenbrecher vor sich festgekrallt, setzt zum ersten Mal ein Hauch von Entspannung ein. Zeit, sich die Konzerthalle näher anzuschauen. Langsam füllen sich die Ränge. 18.000 Menschen fasst die Halle. Die Show ist ausverkauft. Ich drehe mich um und werde von meinem korpu-lenten Hintermann angeglotzt. Ich lächle freundlich und versuche etwas zerbrechlich



**RENNEN!
RENNEN,
RENNEN,
RENNEN!
IN DIESEM
MOMENT
ZÄHLT NICHTS
ANDERES.**

zu wirken. „Sehr gut!“, denke ich mir insgeheim. „Der kann die Masse nachher gut abfangen.“

Wie eine Spieluhrenfigur auf ihrem Sockel drehe ich mich wieder zur Bühne. Noch ist die Luft angenehm frisch. Auch der Druck der Menschenmasse ist dank nettem Hintermann noch erträglich.

Die Betonung liegt auf dem Wort „noch“. So ein Konzertabend hat es wirklich in sich. Bereits kurz nach Beginn scheint die Lüftungsanlage der Konzerthalle komplett zu versagen. 18.000 schwitzende, springende und tanzende Menschen heizen die Halle so sehr auf, dass nur noch eine stickige, abgestandene Gestankwolke aus Schweiß, Bier und anderen undefinierbaren Gerüchen knapp über den Köpfen der Fans schwebt.

Von meiner persönlichen Komfortzone habe ich mich schon vor Stunden verabschiedet. Bewegungsfreiraum ist ein Wort, das ein Punk-Konzert nicht kennt. Während ich diesen Gedanken gerade noch zu Ende führen kann, beugt sich blitzschnell ein Security-Mitarbeiter aus dem Bühnengraben über den Wellenbrecher und hievt einen offensichtlich schon sehr betrunkenen Mann kopfüber aus der Menge. Der Innenraum ist bei solchen Konzerten der Ort der Freude, Hysterie und Ausgelassenheit. Wie am Fließband fischen die Sicherheitsmänner völlig teilnahmslose, zum größten Teil weibliche Fans aus dem Innenraum. Der Druck hier vorne ist unerträglich. Mein Rücken schmerzt immens, und die Schmerztabletten, die ich vor einer Weile prophylaktisch geschluckt habe, haben ihre Wirkung verloren. Wenn es doch

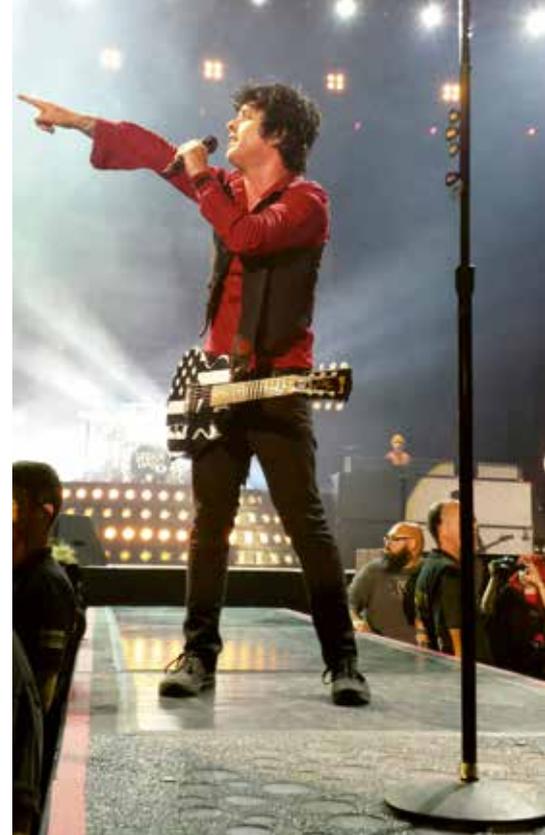
nur der Rücken wäre. Immer und immer wieder werde ich mit voller Wucht gegen den Wellenbrecher gedrückt, was mir die Rippen derartig einquetscht, dass mir die Luft wegbleibt. Als wären das nicht schon genug Blessuren, rammt mir regelmäßig jemand von hinten seinen Ellenbogen an den Hinterkopf. Mit aller Kraft stoße ich mich von der Barriere, um mir ein wenig Platz zu verschaffen. Der Security-Mann vor mir scheint mein schmerzverzerrtes Gesicht gesehen zu haben und schaut mich mit fürsorglichem und fragendem Blick an. „Nein! Vergiss es!“, denke ich. „Denk nicht mal

**DER DRUCK
HIER VORNE
IST UNER-
TRÄGLICH.
MEIN RÜCKEN
SCHMERZT
IMMENS.**

daran, mich hier kopfüber rauszuziehen“, versuche ich ihm mit meinem erschöpften Blick und einem „Daumen nach oben“ zu verklickern. Er nickt und reicht mir einen Pappbecher mit Wasser.

So lange habe ich auf diesen einen Moment gewartet, ganz vorne in der ersten Reihe mitzufiebern. Das gebe ich nicht auf, nur weil die Situation gerade mal brenzlich wird. Zu groß ist die Freude, seine Lieblingsband für drei Stunden hautnah vor sich zu haben. „Lebensmüde“, könnte man als Außenstehender meinen. Keine Frage: Sich freiwillig Schmerzen auszusetzen, zwischen nassgeschwitzten und stinkenden Menschen eingeklemmt zu sein und mit Bier überschüttet zu werden – das muss man mögen, zumindest aber ertragen können. Wie einfach und gemütlich es wäre, sich die Musik zu Hause auf dem Sofa anzuhören? Wie viele Blessuren weniger man ertragen müsste, und wie viel Nervenstress man sich sparen könnte? Wer die große Leidenschaft für eine Band pflegt und sich auf einem Konzert wie in einer Traumwelt fühlt, in der er alles außerhalb der Halle vergisst, der stellt sich diese Fragen erst gar nicht.

Lara Sagen



Armin Werner
seit 1955

MUSIKINSTRUMENTE & MEISTERWERKSTATT

Peiner Str. 27 - 30519 Hannover - Tel.: 0511 831014
www.werner-musikinstrumente.de

**Öffnungszeiten: Montag - Freitag 09.00 - 18.00 Uhr
Samstag 09.00 - 13.00 Uhr**

Sylvia Zwirner
Geigenbaumeisterin

Seelhorststraße 40
30175 Hannover / Zoo
fon 05 11 / 2 28 15 02

Restaurationen • Reparaturen • Neubau
Meisterinstrumente • Schülerinstrumente
Bögen • Zubehör • Mietinstrumente

MUSIK IM ALTER



BALSAM FÜR DIE SEELE

Jeder kennt das: Man geht auf ein Konzert und gibt sich vollkommen der Musik hin. Dabei entstehen Gefühle, die einzigartig sind. Doch was ist, wenn es Menschen aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr möglich ist, Konzerte zu besuchen? Dann muss ein neuer Raum für Musik geschaffen werden. Mit diesem Thema beschäftigt sich unter anderem der Verein „Yehudi Menuhin Live Music Now Hannover“, der die Musik zu Menschen bringt, die nicht zu Konzerten gehen können, weil sie in Psychiatrien, Justizvollzugsanstalten, Heimen, Hospizen oder Alteneinrichtungen leben.

Nach und nach füllt sich der Aufenthaltsraum des „Maternus Seniorenentrums Am Steuerndieb“ in Hannover. Viele Senioren, die den heute zum Konzertsaal umfunktionierten Raum betreten, können nicht mehr selbst laufen und sind auf Rollstühle angewiesen. Die Stimmung ist bedrückend, und die Anwesenden sehen auf den ersten Blick erschöpft aus. Doch wenn man genau hinsieht, bemerkt man in den strahlenden Augen die Vorfreude auf das bevorstehende Konzert – sowohl bei den Senioren, als auch bei den Gästen von außerhalb, die eigens für den Auftritt in das Seniorenzentrum gekommen sind. Es ist Weihnachtszeit. Neben dem mit Kerzen und Weihnachtsde-

koration verzierten Kamin steht ein großer geschmückter Tannenbaum. Auf den Tischen liegen selbstgebastelte Weihnachtsgestecke, die für eine heimelige, ruhige Stimmung sorgen.

Die zwei Musikerinnen Anna-Katharina Schau (Akkordeon) und Paula Breland (Klarinette) des „Duo Amabile“ betreten den Raum. Sie studieren an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover, wurden von Live Music Now ausgesucht und dürfen nun vor den Senioren musizieren – klassische Musik, Filmmusik, Tango, Jazz und verschiedene Weihnachtslieder. Das Repertoire ist genau auf das Publikum

abgestimmt, um den Senioren eine möglichst große Freude zu bereiten.

Die gemeinnützige Organisation Live Music Now wurde 1977 von dem Violinvirtuosen und Humanisten Yehudi Menuhin (1916-1999) in England gegründet. Ziel war und ist es, Live-Musik zu den Menschen zu bringen, die aufgrund ihrer Lebenssituation keinen Zugang zu Konzerten haben. Außerdem wollte Menuhin mit seinem Projekt junge, begabte Musiker finanziell und durch Auftritte vor diesem besonderen Publikum in ihrer künstlerischen und menschlichen Entwicklung fördern. Diese Musiker werden in den Musikhochschulen von einer Jury ausgewählt, beurteilt und erhalten ein Stipendium. Die Konzerte werden von ehrenamtlichen Mitarbeitern organisiert und ausschließlich durch Spenden und Einnahmen aus den Benefizkonzerten finanziert. Der erste Verein in Deutschland entstand 1992 in München, mittlerweile gibt es Live Music Now in 19 Städten bzw. Regionen in Deutschland, außerdem in Österreich und in der Schweiz.

Der erste Ton erklingt, und im Raum wird es still. Zum Einstieg ist ein Divertimento von Wolfgang Amadeus Mozart zu hören, was bereits große Begeisterung bei den Anwesenden hervorruft und nun alle Gesichter zum Strahlen bringt. Zwischen den Stücken erzählen die Musikerinnen etwas über die Werke, die Komponisten und stellen sich und ihre Instrumente ausführlich vor. Es ist ein schönes Zusammenspiel zwischen Musik und Erzählungen, das die Aufmerksamkeit der Seniorinnen und Senioren weckt, die sich allerdings zum Teil nur kurzzeitig konzentrieren können. Dann wird es etwas lauter im Raum, die Blicke schweifen ab und es wird kurz mit dem Nachbar gesprochen. Das nächste Stück „Der Karneval von Venedig“ enthält die allseits bekannte Melodie „Mein Hut, der hat drei Ecken“. Die Freude, als der bekannte Teil des Liedes erklingt, ist in den Gesichtern der Bewohner deutlich zu sehen. Einige singen mit, andere haben die Augen geschlossen und schwelgen in Erinnerungen. Man spürt die Dankbarkeit der alten Menschen gegenüber denen, die diese Konzerte ermöglichen. Dazu gehört unter anderem das fürsorgliche Personal des Seniorenzentrums.

Seit ungefähr acht Jahren besteht die Kooperation mit Live Music Now Hannover. Pro Jahr finden acht bis zehn Konzerte statt. Abwechslung wird in dem Seniorenzentrum ganz groß geschrieben, wie Einrichtungsleiter Karsten Lindenau und Sozialarbeiterin Olivia Schönherr berichten. Deshalb gibt es außer dieser Konzertreihe noch viele weitere Angebote wie beispielsweise das regelmäßige Singen mit Karin Fischer freitags. Es ist wichtig, dass den Senioren etwas geboten wird, das sie begeistert, denn wie Yehudi Menuhin sagte: „Musik heilt, Musik tröstet, Musik bringt Freude.“ Musik hilft außerdem, sich an alte Zeiten zu erinnern und den eher tristen Alltag ein wenig aufzufrischen. Vielen Zuhörern und Zuhörerinnen ist es nur durch die Musik möglich, sich zu entspannen, den Gedanken freien Lauf zu lassen und komplett abzuschalten. Das erste Weihnachtslied erklingt, und einige der Anwesenden singen leise mit. Da der Text nicht jedem vertraut ist, werden in einer kleinen Pause schnell mehrere Gesangbücher verteilt. Es folgen die Weihnachtslieder „Es ist ein Ros entsprungen“ und „Süßer die Glocken nie klingen“. Jemand aus dem Publikum ruft: „Das ist mein Lieblingslied.“

Genau solche Momente sind es, die den Musizierenden so viel bedeuten. Jedes Publikum ist anders, jeder Mensch ist anders, und doch sind Dankbarkeit und Freude immer zu spüren. Sie äußern sich nur unterschiedlich. Besonders deutlich werde dies, je kleiner der Raum sei und je näher das Publikum heranrücke, erzählen die beiden Musikerinnen Anna-Katharina und Paula. Dadurch werde das Konzert persönlicher, die Zuhörer fühlten sich den Künstlern näher und machten mehr mit. Auch in diesem Konzert wird miteinander musiziert und interagiert. Einige der Senioren singen lautlos mit, andere klatschen im Takt, und eine ältere Dame aus dem Publikum ruft begeistert „Sehr schön“.

Zum Ende des Konzerts wird, nach einem Walzer und einem Tango, ein Jazzstück gespielt, das unterschiedliche Gefühle bei den Zuhörern weckt. Manche sind von den außergewöhnlich hohen Tönen der Querflöte begeistert, andere jedoch verziehen etwas das Gesicht. Jazz ist nun mal nicht

jedermanns Sache. Doch als Karsten Lindenau zum Abschluss den Musikerinnen dankt und fragt, ob es den Zuhörern denn gefallen habe, bekommt er ein lautes und deutliches „Ja!“ zu hören. Die Senioren wirken nach diesem Auftritt sehr gelassen und zufrieden; die anfänglich etwas bedrückend wirkende Stimmung ist wie weggeblasen. Ob das allerdings nur an dem Konzert liegt oder auch an dem appetitlich aussehenden Abendessen, das bereits auf sie wartet, muss offen bleiben.

Daniela Vathke

Informationen über den Verein:
www.livemusicnow-hannover.de

**Informationen über das
Maternus Seniorenzentrum:**
<https://hannover.maternus.de>

SINFONIE



DER STRASSE

Musik im öffentlichen Raum ist ein Gegenpol zum kommerzialisierten Musikbetrieb, muss sich aber einem harten Konkurrenzkampf um Aufmerksamkeit stellen

Was fällt Ihnen ein, wenn Sie an Straßenmusik denken? Das Panflötenspiel zweier indianisch gekleideter Frauen? Ein osteuropäischer Klarinettenspieler, der zu seinem Playback in Dauerschleife über Moll-Skalen improvisiert? Eine Gruppe junger Musiker, die neben dem aufgeklappten Gitarrenkoffer ihre eigenen CDs verkaufen? Die Straße als musikalischer Raum vereint verschiedenste Musiker-Typen, musikalische Stile und auch Niveaus. Der Musikethnologe Mark Nowakowski veröffentlichte 2016 eine Feldstudie zu Straßenmusik in Berlin und beschäftigt sich darin unter anderem mit dem Facettenreichtum des Begriffs sowie dem Versuch einer Definition, der dieser Vielfalt gerecht wird. Als Kern des Phänomens identifiziert er den öffentlichen Raum, der von unterschiedlichen Künstlerinnen und Künstlern vorübergehend als Bühne genutzt wird.

Doch nicht nur die Musikerinnen und Musiker sind verschieden, auch das Publikum lässt sich unmöglich über einen Kamm scheren. Wer sich in Hannovers Innenstadt umsieht und das Umfeld eines der vielen Straßenmusiker eine Zeit lang betrachtet, stellt sich unweigerlich die Frage, wie viel Prozent der Menschen die Musik überhaupt wahrnehmen. Schnellen Schrittes eilen die einen von Laden zu Laden, während die anderen in Gespräche vertieft vorbeischnelldern. Kaum eines der vom Handydisplay bläulich angestrahlten Gesichter hebt sich, um die Quelle der Musik zu identifizieren. Und wer will es ihnen verdanken? In Zeiten von mp3 und Internet ist die musikalische Unterhaltung immer und überall – die Straßenmusikerinnen und -musiker müssen an einem harten Wettbewerb um die Aufmerksamkeit der Menschen teilnehmen.

Das war jedoch nicht immer so. In der langen Geschichte der Straßenmusik, die bis ins alte Ägypten und nach Mesopotamien zurückreicht, waren die umherfahrenden Künstler lange Zeit eine der wenigen Möglichkeiten zur Unterhaltung und – möglicherweise noch wichtiger – auch die einzige Quelle zur Information über aktuelles Geschehen. Diese Funktionen hat die Straßenmusik durch die Verbreitung von Massenmedien im Laufe der Geschichte mehr und mehr verloren. Es bleibt – so scheint es – nur die Aufgabe, das hektische und anony-

me Leben in den Innenstädten durch einen kulturellen Aspekt zu bereichern. Die Musik soll den Menschen eine Gelegenheit geben, stehen zu bleiben und durchzuatmen.

Doch nicht nur die mediale Konkurrenz macht der Straßenmusik zu schaffen, auch von einer anderen Seite kommt Gegenwind. Susanne Schmidt vom Veranstaltungsservice der Stadt Hannover, die unter anderem für die Straßenmusik zuständig ist, wurde in letzter Zeit mit einer zunehmenden Zahl von Beschwerden konfrontiert. Inhaber von Büroflächen, Geschäften oder Cafés in Hannovers Innenstadt sehen sich durch die Musik gestört. Deshalb hat die Stadt ein striktes Regelwerk erstellt, an das sich Straßenmusikerinnen und -musiker halten müssen. Es beinhaltet beispielsweise einen Ortswechsel alle 30 Minuten, außerdem sind Blechblasinstrumente, Saxophone und Schlagwerk sowie jede Form von elektroakustischer Verstärkung verboten. Verstöße werden mit einem Bußgeld geahndet. Speziell das Verstärker-Verbot scheint für viele Musiker ein Problem darzustellen. Gerade Solokünstler greifen gerne auf Playbacks zurück, um nicht unbegleitet spielen zu müssen. Schmidt bekommt etwa 20 Bitten pro Jahr um Ausnahmegenehmigungen zu dieser Regel. Denen darf sie allerdings nicht stattgeben. Das Wohl der gewerbesteuerzahlenden Anlieger in Büros und Geschäften scheint in der „UNESCO City of Music“ Hannover über musikalischen Darbietungen im öffentlichen Raum zu stehen.

Andere deutsche Städte greifen zu noch drastischeren Reglements: In München bekommen überhaupt nur zehn Musiker pro Tag eine Genehmigung, auf der Straße spielen zu dürfen. Das bedeutet: früh aufstehen, denn nur die ersten zehn Anfragen werden berücksichtigt. Voraussetzung ist allerdings, dass die Musiker vorher in der Stadtverwaltung vorgespielt haben. Ein Casting für Straßenmusiker? In Hannover wird es so etwas in

absehbarer Zeit nicht geben. Zwar wurde überlegt, ein System nach Münchener Vorbild zu entwickeln, doch nach reiflicher Überlegung hat sich die Stadt dagegen entschieden. Straßenmusik soll also weiterhin ohne Genehmigung möglich sein – solange man sich an die Regeln hält.

Richtlinien und Regeln auf der einen Seite, ein Kampf um Aufmerksamkeit auf der anderen: Hat das Musizieren auf der Straße wirklich so an Bedeutung und Attraktivität verloren? Mark Nowakowskis Feldstudie kommt zu einem anderen Ergebnis. Dass man damit Geld verdienen kann, spielt zwar eine zentrale Rolle für die Straßenmusikerinnen und -musiker, jedoch hat ein sehr großer Teil der Künstlerinnen und Künstler vor allem eine positive Einstellung zum Musizieren im öffentlichen Raum und schätzt neben dem Spaß an der Sache auch die vielfältigen Begegnungen mit anderen Menschen auf der Straße. Aus gesellschaftlicher Perspektive stellt die Straßenmusik einen Gegenpol zum kommerzialisierten und institutionalisierten Musikbetrieb dar. Die Öffentlichkeit ist eine Bühne, und jeder hat die Möglichkeit, hier aufzutreten.

Zurück auf den Straßen Hannovers: Am Kröpcke steht ein Mann mittleren Alters, vermutlich osteuropäischer Herkunft, und spielt Melodien, die ein bisschen nach jüdischer Musik, ein bisschen nach Volksliedern vom Balkan klingen. Immer wieder bleiben Menschen kurz stehen, hören ihm zu, werfen ein paar Münzen in die Mütze, die vor ihm liegt. Als ein kleines Mädchen mit seinen Eltern vorbeikommt, bleibt es stehen

und blickt den Musiker fasziniert an. Der beendet abrupt sein Spiel und stimmt stattdessen das Kinderlied „Hänschen klein“ an. Auf dem Gesicht des Mädchens erscheint ein Lächeln. Solche spontanen Begegnungen erlebt man als Musiker nur, wenn man die Straße als öffentlichen Konzertraum nutzt.

Jonathan Huber

LITERATUR:

Mark Nowakowski: *Straßenmusik in Berlin. Zwischen Lebenskunst und Lebenskampf. Eine musikethnologische Feldstudie.* transcript (Bielefeld) 2016.

Allgemeinverfügung *Straßenmusik in Hannover.* Verfügbar unter www.hannover.de/Media/01-DATA-Neu/Downloads/Landeshauptstadt-Hannover/Kultur-Freizeit/Veranstaltungsservice/Allgemeinverf%C3%BCgung-Stra%C3%9Fenmusik-in-Hannover

STADTGEFLÜSTER

Bei der Kunst, Geräusche außerhalb des Tonstudios einzufangen und aufzuzeichnen, wird „Lärm“ zum Instrument

Es raschelt ein wenig. Jemand zieht kräftig an einem Türgriff. Die Person setzt sich, die Tür rauscht in ihren Rahmen. Ein kurzes Klimpern des Schlüssels lässt die Szenerie bereits erahnen. Dann dreht ein alter Motor auf, und das Geräusch verschwindet in der Ferne. Die nach Maßstäben des digitalen Zeitalters unspektakulär klingende Aufnahme eines sich entfernenden Fahrzeugs bedeutete 1974 so etwas wie den Urknall für die elektronische Musik. Die Düsseldorfer Klangkünstler um Ralf Hütter und Florian Schneider begannen als Kraftwerk mit ihrem heute ikonischen Stück „Autobahn“ eine persiflierte Vorstellung von Deutschland in die Welt zu tragen. Maschinell, geradlinig, vorwärtsgerichtet. Der Song wurde ein großer Erfolg. Noch heute vertritt Hütter öffentlich die Meinung, der charakteristische Klangschnipsel des Fahrzeugs sei eine eigene Aufnahme seines privaten VW-Käfers gewesen. Dass der Ausschnitt jedoch von einer Geräusch-Schallplatte aus dem Jahr 1973 geklaut worden war, wissen nur wenige.

Seit mit den Möglichkeiten von situationsbedingter Aufnahmetechnik experimentiert werden kann, spielen Geräusche in der Popkultur eine zunehmend wichtige Rolle. Geräusche, die nach konventioneller Vorstellung nicht in stationären Tonstudios aufgenommen werden können, bewusst



einzusetzen forderte Musiker immer wieder heraus. Im März 1966 veröffentlichte der Musiker Brian Wilson mit „Caroline, No“ seine Debütsingle als Solokünstler. Nur zwei Monate später erschien die Single als abschließendes Stück in einer überarbeiteten Variante auf dem elften Studioalbum der Beach Boys. Hinzugekommen waren unter anderem Aufnahmen von Hundegebell sowie einem vorbeirauschenden Zug. Heute gilt das Album „Pet Sounds“, durchzogen von Tierlauten, als Meisterwerk. Auch weil

sich Wilson bei der Produktion der Platte nicht nur auf Gesang und Instrumentierung konzentrierte, sondern den Umgebungsgereuschen aus dem Alltag ebenfalls musikalische Qualitäten zusprach.

Die Kunst, Geräusche einzufangen, nennt man Feldaufnahme beziehungsweise Field Recording. Im weitesten Sinne bezeichnet dieses Vorgehen die Praxis, Geräusche außerhalb einer fest installierten Studio-situation aufzuzeichnen. Jedoch werden



unter diesem Überbegriff unterschiedliche Arbeitsprozesse, theoretische Verständnisformen und Ergebnisse verstanden. Angefangen mit der vom französischen Ingenieur Pierre Schaeffer in den 1940er Jahren begründeten „Musique concrète“, bei der ausschließlich mit auf Tonträgern gespeicherten Geräuschen komponiert wird, über musikethnologische Dokumentationsaufträge bis hin zu umweltaktivistischen Disziplinen ist der Begriff weit gefächert und seit jeher umstritten. Kerngedanke bleibt jedoch stets, dass den Räumen der Welt auf verschiedene Weisen zugehört werden kann. Klangkulissen von Umgebungen erzählen Geschichten und ermöglichen sogar politische, ästhetische und soziokulturelle Betrachtungen der Umwelt.

In der Musik bedeutet Field Recording zunächst nichts weiter, als mit einem Mikrofon ausgestattet Originaltöne in möglichst naturgetreuer Qualität aufzusammeln. Im zweiten Schritt können Töne dann interpretiert und manipuliert werden. Dokumentation und Komposition stehen sich somit gegenüber. Das Ideal der „Musique concrète“, die Realität objektiv darzustellen, kann dank der rasanten Entwicklung der Popkultur stark dekonstruiert werden. So herrscht nun die Idee vor, dass die Wahl der Aufnahmetechnik selbst, die Ausrichtung der Mikrofone, Beginn- und Endpunkt einer Aufnahme oder die Wahl des aufzunehmenden Ortes bereits kompositorische Entscheidungen sind. Jede Aufnahme, so objektiv sie auch sein mag, bringt einen künstlerischen Blickwinkel mit sich. Nicht wenige sind daher der Auffassung, dass sich so etwas wie „wahre Realität“ nicht aufzeichnen lässt.

In genau diesem Bewusstsein arbeitet der britische Produzent Darren Cunningham. Als Komponist elektronischer Tanzmusik konstruiert Cunningham unter dem Pseudonym Actress eigene Vorstellungen von musikalischen Klangumgebungen. Dabei spielt er auch mit der Vorstellungskraft des menschlichen Gehirns. 2014 veröffentlichte er mit „Ghettoville“ sein viertes Studioalbum. Darin spielen Field Recordings eine besondere Rolle. Cunningham setzt sich intensiv mit der Natur, ihren Organismen und der Position des Menschen darin aus-

einander. Darauf baut er seine Vorstellung einer kargen, trostlosen Stadt. Eine wabern-de Endzeitstimmung entfaltet sich mit dem Stück „Forgiven“ von Beginn an. In der Ferne ist ein unheilvolles Donnern zu hören. Glockenschläge simulieren den Herzschlag. Hundegebell wirkt hier als bedrohlicher Begleiter. Ein vermeintliches Vogelzwitschern wird sodann von einem Flugzeugmotor übertönt. Cunningham lässt sein Publikum geradewegs auf eine postapokalyptische Einöde zuwandern.

Jedoch klingen seine Field Recordings so weit verfremdet, dass sie gleichsam etwas über ihren Ursprung wie auch über die Bedeutung im neuen Kontext aussagen. Woher stammen diese Klänge? Und was bedeuten sie jetzt? Seine Aufnahmen lenken in individuelle Assoziationswelten, die nur in Gedanken zu erreichen sind. So ist es die große Kraft solcher Field Recordings, Bilder im Kopf entstehen zu lassen. Was die tägliche und vor allem gewohnte Umgebung zu erzählen hat, tritt im Alltag aber oft in den Hintergrund. Solche Inszenierungen der Musikkultur können für spannende Klangeignisse sensibilisieren. Dabei ist Hören nicht gleich Zuhören. Auf einer Bank im Freien zu sitzen und den Dingen zu lauschen, ob laut oder leise, nah oder fern, bedrohlich oder vertraut, kann wohltuend wirken. Auch wenn sich Stadtgeräusche zu sehr auf- und übereinander lagern, so liegt es doch an einem selbst, was als Krach oder Lärm empfunden wird. Man stelle sich nur vor: ein Orchester voller Pressluftschlämmer. Wie das wohl klinge?

Tim Tschentscher



DAREICH „DORFDISKO“ ZU DIR SAGEN?

Meine Nacht in Veskos Börse

Holzfüllerhemd und Jeansjacke drüber. Ausgeblichene schwarze Jeans und graue Suède-Halbstiefel. Also so Dinger aus Rauleder. Na, ist das etwa ein Landbursche vor mir? „Ich habe nicht die geringste Ahnung“, denke ich, während ich schulterzuckend den Blick vom Spiegel abwende und die Autoschlüssel einstecke. Schon halb aus der Haustür mache ich doch noch einmal kehrt: Kaugummi. Schließlich soll ich das Schicksal der Dorfdisko ergründen und dafür bei Dezibelzahlen im Diskobereich Interviews führen. Doch obwohl ich das Feierverhalten des Homo Ruralis eher vom Hörensagen und einem einzigen, glanzlosen Schützenfestbesuch kenne, nehme ich an, dass auch und vielleicht gerade er dabei auf meinen Fairtradekaffee-Atem verzichten kann.

Verzichten würde ich gern auf den Geruch meines Autos. In meiner einwöchigen, einer Reise nach Edinburgh geschuldeten Abwesenheit hat sich wohl irgendwas im Motorraum zur letzten Ruhe gebettet. „Grundgütiger“, denke ich, drehe Lüftung und Musik auf und versuche die Fahrt zur

Konzeption eines Interviewleitfadens zu nutzen. „Würden Sie die Location als Dorfdisko beschreiben? Gibt es so was überhaupt noch? Und empfinden Sie den Begriff ‚Dorfdisko‘ eigentlich als abwertend?“ Kann man das so fragen? Ich würde lieber einen Chinesen interviewen, da ist die kulturelle Diskrepanz wenigstens klar. Hier bin ich, der selbst doch im recht Grünen aufgewachsen ist, dem Leser eine einfühlsame Geschichte über das Herzstück der landjugendlichen Feiernkultur schuldig, mit einigen pointiert platzierten Bauernregeln und – angesichts meiner urbanen Vorbehalte – vor allem einer großen Portion journalistischer Diskretion. „Fuck.“ Ein riesiger Haufen Pferdekacke frisst sich ins Profil meiner Reifen. „Hach... wenn’s weiter nichts ist.“ Während ich meine immerhin 60 Pferdestärken über die stockdustere Landstraße peitsche, male ich mir schmunzelnd aus, der kleine VW Polo würde dementsprechende Ausscheidungen produzieren.

Ich halte vor der Wohnung meiner Stiefschwester. Laura ist pünktlich, sie hat gute

Laune. „Bereit für die Party deines Lebens?“, fragt sie augenzwinkernd. Ich pariere mit einem skeptischen Blick und drücke den Suède-Stiefel aufs Gas. Irgendwann später – zu spät – wird sie mir die Wahrheit über mein Outfit anvertrauen. Jetzt lacht die Gute wahrscheinlich nur still in sich hinein, während sie uns in den angeblich sicheren Hafen ländlicher Feiernkultur navigiert: „Veskos Börse“. Im Herzen Lengerichs mit seinen immerhin 22.000 Einwohnern ginge das alte Fachwerkhaus eigentlich müheles als Kleinstadtdisko durch. Aber was weiß ich schon? Zumindest, dass ich mich hier – ob Kleinstadt- oder Dorfdisko – in bester Ethnologenmanier möglichst unsichtbar machen werde.

Als wir eintreten, schlägt mir die ganze Wucht einer 360-Grad-holzvertäfelten Schankstube entgegen. Eine fast raumfüllende Theke in der Mitte des Raums, zahllose Kupferstiche und warmes Licht. Aber ansonsten: nichts. „Ich bin hier eigentlich immer nur an Weihnachten, da ist es brechend voll“, sagt Laura, als ich meinen Blick

über fast ausnahmslos leere Hocker schweifen lasse. Na klasse. Und selbst wenn, wo würde hier getanzt?

Die Antwort lässt zum Glück nicht lange auf sich warten, denn durch die fichtenholzernen Deckenlamellen dringt ganz offensichtlich Livemusik. „Losing my Religion“ von R.E.M. in einer Qualität, dass selbst meine jugendzentrumsgestählten Popmusikstudentenohren beinahe vom Glauben abfallen. Rein akustisch klingt es, als spielen die Ramones Psychedelic Rock auf gerissenen 10-Watt-Verstärkern. Hey ho, let's go? Entlang der enormen Theke und endloser Reihen gerahmter Landschaftsmalereien gehen wir zur Treppe, dann in proportional steigender Erwartungshaltung hinauf und finden uns auf einmal mitten im Getümmel wieder. Unfassbar. Hier oben stehen sich die Menschen gegenseitig auf den Füßen. Dank geschickter Deutung der Unterdruckverhältnisse schaffen wir es, an einen Platz am Rande der Theke gesogen zu werden. Zwischen uns und dem zur Bühne bestimmten Teil des ehemaligen Heubodens tanzen tatsächlich ein paar Damen mittleren Alters. „Dorfdisko, you're alive and kicking“, schlussfolgere ich und frage Laura, was sie trinken möchte. „Bestellt nicht diese Plörre hier“, ulkt uns ein Mittvierziger von der Seite an und reckt ein Pils der Sorte Kronen in die Luft. Sein Kumpel nutzt die Gelegenheit zum Anstoßen, und beide lachen sich kaputt. Wir nicken grinsend, Laura nimmt ein Beck's und ich entscheide mich im Namen des investigativen Journalismus für die Plörre.

Die Frauen tanzen, die Männer klammern sich fußwippend an ihr Flaschenbier, und ich beginne die Atmosphäre aufzusaugen. Der Heuboden ist ebenfalls urig in Holz gekleidet, selbst an den Dachschrägen prangen beinahe wieder moderne Rahmen mit Landschaften und Stillleben. Es riecht nach Lauras weltläufigem Bremer Braueriezeugnis, und dann und wann tragen durch die Menge drängende Gäste ihre moderat aufgetragenen Düfte vorbei. Die Kleidungsstile sind unterschiedlich, oft recht schick. Die Männer tragen das Hemd in der Hose, darüber Lederjacke und darunter Bauch. Über bemerkenswert vielen Langhaarträgern ragt eine aufwendige blonde

Damenfrisur empor und— „Jesus Christus, was ist das für ein Ausschnitt?!“ Hätte ich ein Kind, ich würde ihm jetzt die Augen zuhalten. So hingegen starre ich für einen Augenblick ehrfürchtig auf das bar aller Mäkel und Scham inszenierte Dekolleté einer Frau, die allein schon ihrer Körpergröße wegen die Blicke der Umstehenden bündelt. Erst mal einen Schluck Plörre. „Ist das normal?“, scheinen meine Augen zu fragen, denn mein Gegenüber macht ein Gesicht, dass „Hell yeah“ schreit.

Die „Ramones“ – optisch tatsächlich eher den späten Jefferson Airplane ähnelnd – erringen die allgemeine Aufmerksamkeit aber betont mühelos zurück. Offenbar kennt man sich gut, spielt häufiger mal nach Feierabend gemeinsam alte Hits und freut sich auf solche Gigs vor anderen Freunden. Gut sind sie wirklich nicht, aber zu stören scheint das niemanden. Im Gegenteil: Unsere Tresennachbarn, die sich als Marco und Thomas aus Dörenthe bei Ibbenbüren vorgestellt haben, finden große Freude daran, die einzelnen Bandmitglieder möglichst unfairen Vergleichen mit den Stars der Rockgeschichte zu unterziehen. Ich lache und mache mit – möglichst diskret natürlich, um unter den Lengerichern nicht doch sofort als eingebildeter Stadthansel aufzufliegen. Als der schnauzbärtige E-Gitarrist das Lick zu „What's Up“ von den 4 Non Blondes anstimmt, fühle ich mich sogar zum ersten Mal richtig wohl. „Alter Vatter, der Song war ja schon im Original kacke“, urteilt Marco unbestreitbar amüsiert, und ich versuche ihn mit chargierender Zweitstimme vom Gegenteil zu überzeugen. Würde ich instagrammen, dies wäre meine Samstagabend-Story.

Aber hier wird nicht gestreamt, hier wird geschäkert. Ein alter Freund der beiden Döhrener gesellt sich zu unserer Runde, und die drei Mittvierziger stimmen Lobeshymnen auf die alte Zeit an. Den inneren Kugelschreiber zückend klinke ich mich jetzt ein. So finde ich heraus, dass es früher wohl fünf Dorfdiskotheiken im Umkreis von 50 Kilometern gegeben hat. Heute könnte man eigentlich nur noch nach Osnabrück oder sogar Münster fahren, wenn es die „Börse“ nicht gäbe. Woran das liegt? „Es hat einfach keiner mehr Bock, was auf die Beine

zu stellen.“ Gerade für junge Leute sei das schade.

Auch die spärlicher vertretenen jungen „Börsengänger“, die ich daraufhin befrage, stimmen zu. Die beiden 18-jährigen Vica und Natasha müssen zum Feiern 20 Autominuten zur Ibbenbürener Großraumdisco „Aura“ oder 30 zu den größeren Clubs in Osnabrück einplanen. „Mit dem Bus dauert es noch länger.“ Eine Gruppe polnischer Zeitarbeiterinnen hat sogar noch nie etwas anderes gesehen als die Börse. Und die, so finde ich heraus, hält sich für alles andere als eine Dorfdisko. „Das ist ne Musikkneipe“, gibt mir der etwa 1,60 Meter große Wirt durch seinen Schnauzbart zu verstehen. „Diskos gibt's hier nicht mehr.“ Mit meinem langsam aufribbelnden Interviewleitfaden lässt sich ihm nichts aus der Nase ziehen. Ob nicht auch junge Leute zum Tanzen kommen würden, hake ich zaghaft nach. „Hör mal zu, samstags ist hier Session. Bis vier, manchmal auch bis fünf, sechs Uhr. Klar wird da auch mal getanzt.“ Und speziell junge Leute? „Nee, eher nicht.“ Aber Weihachten, da ist doch— „Da is mehr los.“

Tilt. Ich bedanke mich artig und gehe zurück zu meiner neuen Clique. „Das war jetzt ein ganz schöner Fight. Hätte wohl nicht sagen sollen, dass ich fürs Unimagazin schreibe.“ Laura lacht und zeigt auf meine Jeansjacke. „Du siehst vor allem aus wie der letzte Hipster. So was tragen hier nur Mädels.“ Ach so... Na dann. Wir trinken noch ein Beck's auf das Ende der Dorfdisko, Marco und Thomas geben aus. Nächste Woche wollen die beiden nach Münster zum Konzert der „Wombats“, erzählt Marco. Aber auch die Musikkneipe Veskos Börse werde man mal wieder aufsuchen, schließlich habe die ja auch was zu bieten. „Kann man so sagen“, unterbricht Thomas und deutet hinter mich auf den kleinen Wirt, der nun zu unser aller Erstaunen mit der hochgewachsenen Blondine rumknutscht. „Na also!“, denke ich und nicke dem ungleichen Paar anerkennend zu. Die Dorfdisko ist nicht wirklich tot – sie ist bloß zur Musikkneipe gereift. Und ich? Ich nehme noch mal einen tiefen Zug Landluft, bevor ich mich wieder ins Auto setze.

Kevin Kopsicker

MITTENDRIN STATT NUR DABEI



VR-Brillen eröffnen neue Räume
für das Erleben von Musik

„Über Virtual Reality zu reden ist wie über Architektur zu tanzen“, sagte einmal Stefan Domke, Journalist der „VR-Task-Force“ des WDR. Einen Versuch ist es trotzdem wert. Denn Virtual Reality, die virtuelle Realität, verspricht einen alten Menschheitstraum zu erfüllen: Sie versetzt den Nutzer an beliebige Orte, ob reale oder der Fantasie entspringende. Im Idealfall wähnt man sich tatsächlich in der dem Betrachter vorgespielten Realität und verhält sich so, als wäre man wirklich dort. Die Technik wird seit letztem Jahr vermehrt auch für Konzertübertragungen genutzt und ermöglicht

dem Zuschauer fernab vom tatsächlichen Geschehen ein völlig neues Konzerterlebnis.

Das Smartphone anschalten und in die VR-Brille stecken, die Kopfhörer aufsetzen, und schon kann es losgehen! Per Knopfdruck katapultiert man sich auf eine Bühne mit den Red Hot Chili Peppers, fühlt sich wie ein Teil der Band, lässt sich von der Menge feiern. Oder springt mit einem Klick in das Publikum hinein, um aus der Perspektive der tobenden Zuschauer das Konzert zu erleben. Dabei sitzt man eigentlich bräsig zu Hause in seinem Sessel – falls einen das mitreißende Konzerterlebnis nicht

schon zum Aufspringen animiert hat. Auch wenn der Schweiß des virtuellen Zuschauernachbarn (noch) nicht zu riechen ist – Virtual-Reality ist ein Fest für die Sinne.

Um ein besseres Verständnis für das VR-Phänomen zu bekommen, ist ein Blick auf die Technik hilfreich. Das wichtigste Instrument zum Abtauchen in eine andere Welt ist eine Virtual-Reality-Brille. Diese immer noch etwas klobig anmutenden Geräte können dem menschlichen Auge über eine Kombination von zwei Weitwinkel-Lupen und einem oder mehreren Bildschirmen innerhalb des Gestells eine dreidimensionale Welt vortäuschen. Grundlage dafür ist spe-

ziell aufgenommenes oder virtuell erstelltes Bildmaterial, das sowohl foto- als auch videografisch sein kann. Anders als beispielsweise beim 3D-Kino füllt der Blick durch eine VR-Brille das komplette Sichtfeld aus. So nimmt man seine echte Umgebung nicht mehr wahr, sondern sieht nur noch die virtuelle Welt. Ein wichtiger Aspekt dafür ist das sogenannte Head-Tracking: Bewegt man seinen Kopf, werden die Bewegungen in die Virtuelle Realität übertragen.

Die Technik, die ursprünglich für die Ausbildung von Jet-Piloten und Astronauten entwickelt wurde, war schon einmal Mitte der neunziger Jahre Thema in den Medien, als erste VR-Brillen für Spielkonsolen auf den Markt gebracht wurden. Doch das Ganze war nicht ausgereift, und die virtuelle Revolution ließ auf sich warten. Erst der technische Fortschritt der letzten Jahre ermöglichte der VR den zweiten Frühling: Noch wichtiger als die millionenfach verbesserte Leistung aktueller Grafikchips war die Weiterentwicklung der Sensortechnik, die es heute ermöglicht, dass sich Kopfbewegungen auf den Millimeter genau und ohne Verzögerung in die virtuelle Welt übertragen lassen. Sogar aktuelle Smartphones sind mit derartigen Bewegungssensoren ausgestattet. Zusammen mit den immer höher auflösenden Bildschirmen sorgen sie somit bereits für einen Großteil der Technik, die für eine Virtual-Reality-Simulation nötig ist.

So braucht man für ein erstes VR-Erlebnis neben einem guten Smartphone nur noch ein mit speziellen Lupenlinsen bestücktes Brillengestell, in dem das Handy fixiert werden kann (siehe Foto). Diese rein mechanischen Smartphone-Halterungen sind schon für unter 20 Euro erhältlich. Modelle mit zusätzlich eingebauter Steuer-Elektronik und Headsets mit eigenem Display dagegen liegen preislich im niedrigen bis hohen dreistelligen Euro-Bereich. Top-Modelle können in Verbindung mit einem leistungsstarken Computer und zusätzlicher Ortungstechnik sogar eigene Bewegungen, beispielsweise des Körpers oder der Hand, im virtuellen Raum simulieren.

Auf der anderen Seite der Technik steht die Produktion und Verarbeitung des Bild-

materials. Einerseits können am Computer digitale Räume erstellt werden, beispielsweise eine Fantasiewelt für elektronische Spiele oder Nachbildungen von historischen Orten, die so dreidimensional erschlossen werden können. Andererseits lässt sich die wirkliche Welt dreidimensional aufzeichnen – und wo wäre das spannender als bei Konzerten. Dafür notwendig ist eine Menge spezieller Soft- und Hardware, an deren Spitze eine 3D-Kamera steht. Das aktuell meistverwendete Modell für professionelle Aufzeichnungen sieht ein bisschen aus wie eine alte Taucherglocke: eine Kugel mit acht Linsen, die im Abstand menschlicher Augen gleichmäßig rundherum angeordnet sind und jeweils in Ultra-HD-Auflösung aufnehmen. Die einzelnen Aufnahmen werden mit einer Software zu einem 360-Grad-Video zusammengesetzt. Allein diese Kamera kostet so viel wie ein Mittelklassewagen, und idealerweise stellt man mehrere Exemplare von ihr auf, um dem Zuschauer mehrere Standorte mit verschiedenen Perspektiven zu ermöglichen.

Wie aber kommt das Bild zum Zuschauer? Natürlich über das Internet! Als Plattformen haben sich vor allem YouTube und Facebook etabliert, deren Videoplayer das spezielle Format der 360-Grad-Videos unterstützen. An einem normalen Bildschirm sehen diese Videos aus wie verzerrte Panoramaaufnahmen. Am Computer lässt sich per Maus der Bildausschnitt nach rechts, links, oben oder unten verschieben, auf einem mit Bewegungssensoren ausgestatteten Smartphone kann man sogar durch Schwenken des Gerätes den Blick durch den virtuellen Raum schweifen lassen. Nur mit einer

Virtual-Reality-Brille aber machen diese 360-Grad-Videos so richtig Spaß, denn erst dann stellt sich der 3D-Effekt bei den Bildern ein. Für ein räumliches Konzerterlebnis fehlt dann natürlich noch der passende Ton: Bei Virtual Reality setzt man meistens auf einen simulierten 3D-Sound über Kopfhörer, bei einigen Produktionen passt sich auch der Ton den Kopfbewegungen und der jeweiligen Hörriechung an.

Seit knapp zwei Jahren funktionieren die komplexen 360-Grad-Videos auch als Live-Stream. Voraussetzung dafür ist allerdings ein Breitband-Internetanschluss, der die riesigen Datenmengen bewältigen kann – was in Deutschland auch im Jahr 2018 noch keine Selbstverständlichkeit ist. Da der Produktionsaufwand für professionelle Konzertaufzeichnungen hoch ist, sind bislang nur ausgewählte Konzerte in VR aufgezeichnet oder übertragen worden. So in Deutschland beispielsweise die Eröffnung der Elbphilharmonie, Auftritte bei Rock am Ring oder ein Konzert aus dem Kölner Dom. Bislang ist Virtual Reality also noch eine Randerscheinung, und die Meinungen gehen auseinander, ob sie generell Massentauglichkeit besitzt. Der technische Fortschritt sollte den Zugang zu VR immer einfacher und erschwinglicher machen. Facebook-Chef Mark Zuckerberg zumindest setzt sehr darauf: Er hat zwei Milliarden Dollar in die Technik investiert und das Ziel ausgegeben, eine Milliarde Nutzer für VR-Anwendungen zu gewinnen. Bislang hatte der Mann ja nicht die schlechteste Nase für die Zukunft.

Jan Michael Meyer-Lamp





YouTube:

MEHR ALS EIN DIGITALER RAUM FÜR JEDERMANN

Mit „YouTube Spaces“ treibt das Unternehmen gezielt die Kommerzialisierung der Video-Szene voran

Heutzutage hat jeder durch digitale Plattformen wie YouTube die Möglichkeit, seine eigene Musik der Welt zu präsentieren. Diese Selbstdarstellung geschah zu Beginn von YouTube und Co. vor allem von Zuhause aus: Da wurde schnell das Wohn-, Kinder- oder auch Badezimmer zu einem Proberaum umfunktioniert. Man zeigte sich mit der Gitarre auf dem heimischen Sofa oder, wie damals der kleine Justin Bieber, vor dem Zähneputzen am Waschbecken. Was

diese YouTube-Videos von vielen anderen Musikvideos unterschied, waren ihre augenscheinliche Authentizität und die Möglichkeit, mit wenig Aufwand berühmt zu werden. Wer auf den großen Durchbruch hoffte, hatte es nicht mehr nötig, in irgendwelchen Clubs hunderte Gigs zu spielen. Neue digitale Räume öffneten sich.

Die Qualität der Self-made-Videos von YouTubern steigerte sich über die Jahre

YouTube ist somit nicht mehr das, was es ursprünglich war. Wenn heute jemand seine Musik auf YouTube nach außen tragen will, muss er viel mehr vorzeigen können als eine kurze Aufnahme der eigenen Gesangskünste.

hinweg, und somit wurde auch das Video-Equipment immer aufwendiger. Eine gewöhnliche Kamera reichte nicht mehr aus, es musste eine richtige Filmkamera sein, und auch die Aufnahmequalität wurde wesentlich besser. YouTube durchlebte eine Professionalisierung, und die YouTuber entwickelten sich immer stärker zu Unternehmern ihres eigenen YouTube-Kanals.

Um diese Professionalisierung anzutreiben, begann YouTube sogenannte „YouTube Spaces“ zu bauen. Diese wurden über die Welt hinweg verteilt: London, Los Angeles, Mumbai, New York, Tokio, Paris, Rio, Toronto und seit 2015 auch Berlin. Die „YouTube Spaces“ bieten den Nutzern, die mehr als 10.000 Abonnenten erreichen, Räume für eine professionelle Produktion der Self-made-Videos. Diese Räume reichen von unterschiedlichen Filmsets bis hin zu Produktionsräumen für qualitativ hochwertige Ton- und Bildaufnahmen. Und auch das passende Equipment wird den Nutzern für ihre Videos bereitgestellt.

Die „YouTube Spaces“ bieten neben ihrem Angebot an Filmsets und Equipment auch Räume für Workshops und Events an. YouTube versucht somit, den Nutzern nicht ausschließlich eine digitale Plattform, sondern überdies einen realen Ort für Begegnungen und Austausch zu ermöglichen. Von dieser sozialen Vernetzung profitieren nicht nur die YouTuber, sondern insbesondere YouTube selbst. Es ist kein Geheimnis, dass das Unternehmen mit den immensen Mengen an Inhalten und Daten seiner Nutzer Geld verdient – „Big YouTube“ wie die Wochenzeitung „Die Zeit“ schrieb. Damit entwickelt sich das Unternehmen aber immer weiter in eine Richtung, welche die Plattform grundlegend in ein anderes Licht rückt. Es sind nicht mehr die unabhängigen musikinteressierten Nutzer, die den digitalen Raum zur künstlerischen Entfaltung verwenden, sondern kleine Unternehmer, die mit ihren YouTube-Kanälen Unmengen an Geld verdienen.

Die Struktur und Aufmachung von YouTube ähnelt immer mehr der eines eigenen

Marktes, auf dem die Anzahl der Klicks und das Übertreffen der Konkurrenz im Vordergrund stehen. Um den Umsatz noch mehr zu erhöhen, wird vor und nach den Videos endlos lange Werbung eingeblendet. Und auch die Videos selbst sind vor Werbung nicht mehr sicher. Die Kennzeichnung „unterstützt durch Produktplatzierung“ zieht sich durch fast jedes Video, und auch Schleichwerbung ist keine Seltenheit.

YouTube ist somit nicht mehr das, was es ursprünglich war. Wenn heute jemand seine Musik auf YouTube nach außen tragen will, muss er viel mehr vorzeigen können als eine kurze Aufnahme der eigenen Gesangskünste. Kleinere Nutzer fallen komplett aus der Konkurrenz heraus. Mit den „YouTube Spaces“ verstärkt das Unternehmen selbst diese Entwicklung, da mit der Professionalisierung der Videos auch mehr Geld fließt. Das selbstlose Image einer Plattform, die jedem Nutzer einen digitalen Raum zur Entfaltung garantiert, entspricht nicht mehr der Realität. YouTube erwartet von seinen Nutzern hohe Klickzahlen und versucht mit den „YouTube Spaces“ die Nutzer zu immer mehr professionell produzierten Videos zu bringen – was nicht automatisch „qualitativ hochwertig“ bedeutet. Das Motto lautet: Hauptsache es spricht die Leute an – was drin steckt, ist letztlich egal.

YouTube ist ein Wirtschaftsunternehmen und an Gewinnen interessiert, nicht an idealen Vorstellungen. Solange die Nutzer immer weiter fleißig ihre Videos auf YouTube hochladen und dem Druck der Professionalisierung nachgeben, muss sich das Unternehmen keine Sorge über das Image oder die Zukunft machen. Wer diese Entwicklung nicht unterstützen möchte und trotzdem erfolgreich mit der eigenen Musik sein will, der muss also wohl oder übel doch wieder rausgehen, in Clubs spielen und auf den großen Durchbruch hoffen.

Aylin Öz

FLÜSTERN FÜR DEN SEELENFRIEDEN

Wie das eigentümliche YouTube-Format ASMR Angst- und Schlafstörungen bekämpft

YouTube. Du weißt nicht, wie du hierherge-
langt bist, aber im Titel steht etwas von
„Unboxing“ und „ASMR“. Du siehst in ein
Wohn- oder WG-Zimmer. Eine junge Frau
sitzt dir gegenüber und öffnet ein Paket –
behutsam, ja, langsam. „Ein bisschen zu
langsam für ein Unboxing“, denkst du als
recht gut informierter YouTube-Konsument.
Und tatsächlich scheint das Video, sagen
wir: anders zu sein. Die junge Frau nimmt
das Verpackungspapier und knistert damit
nah an einem hochempfindlich eingestellten
Mikrofon. „Aha“, denkst du dir, verstehst
aber auch dann nicht wirklich mehr, als sie
das Papier beiseitelegt und mit sanfter Stim-
me erklärt, was sich im Paket befindet: eine
blaue Teekanne. Unsere Protagonistin packt
sie – abermals knisternd – aus und tippt
dabei wie beiläufig mit den Fingerspitzen
dagegen. Das sensibel eingestellte Mikrofon
macht wie eine akustische Lupe jedes noch
so leise Geräusch in deinen Kopfhörern
ungewohnt deutlich hörbar. Dazu verleiht
das Flüstern der Stimme einen interessant
konsonantenstarken Klang. „Teekanne. Tee-
Kanne“, wiederholt sie mehrfach.

„Ok... I'm in that weird part of YouTu-
be again“, denkst du vielleicht. Oder findest
diese Aussage zumindest als eine von un-
zähligen Kommentaren unter dem Video.
Vielleicht aber bist du auch überraschend
entspannt. Und ganz vielleicht haben dir die
klaren Konsonanten der „Teekanne“ oder
die Knistergeräusche sogar einen wohligen
Schauer über den Rücken gejagt. Dann ge-
hörst du zu den Menschen, die eine starke
Form der „Autonomous Sensory Meridian
Response“ empfinden können. Und zwar zu
den etwa 20 Prozent, die laut Schätzung des
amerikanischen Mediziners Craig Richard
erleben, was im Titel des Videos so kryp-
tisch mit ASMR abgekürzt wurde.

Der Begriff „Autonomous Sensory Me-
ridian Response“ ist nicht wissenschaftlich,

sondern wurde 2010 aus der Not heraus ge-
boren. Eine wachsende Online-Community
hatte sich seit einigen Jahren – primär auf
der Social-News-Plattform „Reddit“ – über
eine angenehm schauerartige, vom Hinter-
kopf aus durch die Wirbelsäule verlaufende
Empfindung ausgetauscht, die durch unter-
schiedlichste Reize ausgelöst werden kann:
Berührungen beim Friseur, die persönliche
Zuwendung bei ärztlichen Untersuchun-
gen, bestimmte Geräusche oder auch die
Fernsehshow von Maler Bob Ross. Die
vielfältigen Auslöser variieren von Mensch
zu Mensch und mögen in manchen Ohren
nach Hokusfokus klingen. Viele der „Trig-
ger“ genannten Auslösereize belegen aber

*Die junge Frau
nimmt das Ver-
packungspapier
und knistert da-
mit. Das sensi-
bel eingestellte
Mikrofon macht
wie eine akusti-
sche Lupe jedes
noch so leise Ge-
räusch in deinen
Kopfhörern un-
gewohnt deutlich
hörbar.*

mittlerweile statistische Erhebungen. Eine
Studie aus dem Jahr 2015 stellte fest, dass
über die Hälfte der ASMR-empfindlichen
Probanden durch Flüstern, persönliche
Aufmerksamkeit, klare Geräusche („crisp
sounds“ wie z. B. Knistern) und langsame
Bewegungen die auch „Kopfkribbeln“ ge-
nannte Empfindung erlebten. Zudem legte
die Studie nahe, dass ASMR-Medien wie
das oben beschriebene Video effektiv gegen
Depressionssymptome helfen können.

„Was ihr nicht sagt!“, dachte sich die You-
Tube-Community um ASMR, deren Schaf-
fen mittlerweile mehrere Millionen Videos
umfasste. In den Kommentaren berichteten
Zuschauer und -hörer schon lange von heil-
samen Effekten. Gegen Einschlafprobleme
gibt es heute über zwei Millionen Videos,
die im Titel explizit als Schlafhilfe gekenn-
zeichnet sind. Einige konsumieren sogar ge-
zielt ASMR-Videos als Werkzeug, um auf-
kommende Panikattacken zu stoppen. Und
manchmal werden psychische Probleme
und Krankheiten – genretreu im Flüsterton
– zum konkreten Inhalt der Videos.

ASMR-Künstlerin CocoASMR ging noch
einen Schritt weiter, als sie in einem You-
Tube-Video über ihren ganz persönlichen
Kampf mit Depressionen sprach. Die 26-jäh-
rige Studentin aus Nürnberg hatte 2014 als
eine der ersten damit begonnen, deutsch-
sprachige ASMR-Videos zu veröffentlichen.
Mit vielen ihrer 32.000 Abonnenten steht sie
heute in einem auf YouTube ungewöhnlich
engen Verhältnis. Etliche bedanken sich in
Kommentaren dafür, dass sie mit Cocos
Videos schneller einschlafen oder besser
durch kräftezehrende Lebenssituationen
kommen. Oft erhält sie lange Privatnach-
richten, in denen ihre Abonnenten ihr Herz
ausschütten. „Ich lasse sie ihren Frust von
der Seele schreiben. Das allein hilft manch-
mal schon Wunder“, sagt sie im Interview
mit dem „Saitensprung“ und macht damit

deutlich, wie wichtig ihr dieses scheinbare Nebenprodukt der Videos ist. Vor allem 20- bis 30-Jährige vertrauten sich ihr an. Das Geschlechterverhältnis sei dabei erstaunlich ausgeglichen. Unter den Jugendlichen hingegen gebe es überraschenderweise sogar einen deutlich höheren männlichen Anteil. „In dieser schwierigen Phase wollen sie persönliche Probleme nicht mehr mit ihren Eltern besprechen und wissen auch nicht, wie sie stigmatisierte Themen wie Depressionen ihren Freunden anvertrauen sollen.“ Auch bei ihren deutschsprachigen Kolleginnen und Kollegen vermutet Coco als Hauptmotivation den Wunsch, den Abonnenten zu helfen. Während im angloamerikanischen Raum hier und da schon für das große YouTube-Geld mit gesponserten Produkten gerascelt werde, betrachte die deutschsprachige ASMR-Szene die Videos eher als Hobby.

Doch als Hobby bleibt die therapeutische Wirkung der Videos ein Geheimtipp. Dabei besteht professionelles Interesse

an den gesundheitsfördernden Aspekten. Craig Richard, Professor für Biopharmazie an der Shenandoah University in Virginia, gründete 2014 die digitale „ASMR University“. Auf der Website ruft er nicht nur zur Erforschung des Phänomens auf und informiert über aktuelle Studien, sondern erhebt auch selbst Daten zum ASMR-Empfinden. Schon Ende 2014 beschrieb Richard – anhand des Vorbilds der Musiktherapie – eine mögliche „ASMR-Therapie“, wie er dem „Saitensprung“ erzählt. „ASMR-Trigger haben sicherlich potentiellen therapeutischen Nutzen bei Erkrankungen wie Schlaflosigkeit, Angststörungen und Depressionen.“ Zwar seien noch keine klinischen Studien zu dieser These veröffentlicht worden, der beeindruckende Umfang „anekdotischer Evidenz“ im Internet jedoch helfe „Aufmerksamkeit und Konzentration auf den potentiellen therapeutischen Wert von ASMR zu lenken“. Auch sieht der ASMR-Forscher mögliche Vorteile darin, ASMR und Musiktherapie zu kombinieren. „Bestimmte Arten von Musik und alle ASMR-Trigger können

entspannende Effekte haben. Also wäre es interessant, beides zu kombinieren und zu schauen, ob dadurch noch mehr Entspannung möglich ist. Dieser Frage sollte experimentell auf den Grund gegangen werden.“

Beispiele für ASMR-Videos, in denen Musikinstrumente eingesetzt werden, finden sich bereits ebenso wie Musik, in der ASMR-Trigger zu hören sind. Am Ende des Titels „Atomkraftwerke am Strand“ des Rappers Maeckes rückt die Musik sogar für zwei Minuten zugunsten eines auf Japanisch geflüsterten Sprachsamples in den Hintergrund, dem gegen Ende das Knistern eines Lagerfeuers beigemischt wird. Kurz davor fragt Maeckes noch: „Sag mir, wovor haben wir Angst?“

Kevin Kopsicker

Internetpräsenz der ASMR University:
www.asmrunity.com

Kultur beginnt im Herzen jedes einzelnen.
 – Johann Nepomuk Nestroy –



Berufsbegleitende neunmonatige Weiterbildung mit Abschluss:
 Kulturmanager/in

Beginn: Herbst 2018

Information und Anmeldung:
 Britta Jahn
 Tel.: 0511 762-19108
b.jahn@zew.uni-hannover.de



Berufsbegleitende Weiterbildung

Management

Leibniz Universität Hannover
 Zentrale Einrichtung für Weiterbildung (ZEW)
 Schloßwender Straße 7 • 30159 Hannover

ZENTRALE EINRICHTUNG FÜR
weiterBILDUNG ●

www.zew.uni-hannover.de

MISSIONARISCHE AUFGABE

Mit „weltlichen“ Konzerten im sakralen Raum nehmen die Kirchen ihre kulturelle Verantwortung wahr und ermöglichen gleichzeitig spirituelle Erfahrungen



Es ist ein nasskalter Samstagabend im November. Die evangelische Marktkirche im Herzen Hannovers ist gut gefüllt, hier beginnt in wenigen Minuten ein Chor- und Orgelkonzert mit jüdischer Musik. Die Menschen in den Sitzreihen führen diverse Unterhaltungen. Über das Wetter, über die Arbeit, über die bevorstehende Weihnachtszeit. Der ein oder andere liest noch schnell ein paar Nachrichten auf dem Handy, als plötzlich die Orgel einsetzt. Laut, bombastisch, ohne Vorwarnung oder Ansage erklingen die sakralen Töne und entfalten in dem großen Raum ihre volle Wirkung. Das Publikum scheint sich mit einem Mal zu besinnen, dass es sich in einer Kirche befin-

det: Die Handybildschirme werden dunkel, die Gespräche verstummen, und es entsteht eine andächtige Atmosphäre.

Zwischen Musik und Kirchenraum besteht eine lange gewachsene Beziehung. Aber man wird auch nach einem solchen Abend in der Marktkirche den Eindruck nicht los, dass Kirchen eher als schöne, große Konzertsäle denn als Orte des Gebetes wahrgenommen werden. Dem Gefühl nach sind sie bei kulturellen Veranstaltungen besser besucht als zu Gottesdienstzeiten. Matthias Surall ist evangelischer Pastor und leitender Referent des Arbeitsfeldes „Kunst und Kultur“ in der Evangelisch-lutherischen

Landeskirche Hannovers. Er sieht in dieser Entwicklung grundsätzlich kein Problem. Im Gegenteil: Für ihn ist der Kirchenraum in vielerlei Hinsicht Kulturträger, nicht nur wegen der Musik, sondern auch wegen der Architektur. Daher empfindet er es als wichtig, in diesen Räumen Konzerte stattfinden zu lassen. Das habe auch den positiven Nebeneffekt, dass ein anderes Publikum die Gotteshäuser betrete. Der Raum, so Surall, habe hier eine missionarische Aufgabe, und es sei schön, wenn die Menschen überhaupt in die Kirchen kommen.

Welche Konzerte stattfinden dürfen, ist in der Landeskirche Hannovers nicht zentral

geregelt; die Entscheidungsgewalt liegt bei der jeweiligen Gemeinde. Und Kirchenkonzerte müssen nicht immer geistliche Konzerte sein: Bei einer entsprechenden Einbettung können durchaus auch nicht-geistliche Veranstaltungen stattfinden, vorausgesetzt, die Inhalte sind mit der christlichen Lehre vereinbar.

Den missionarischen Aspekt von Kirchenkonzerten betont auch die Deutsche Bischofskonferenz, die geistliche Konzerte in sakralen Räumen als gute Form der Verkündigung wahrnimmt. Thomas Viezens, Dommusikdirektor am Hohen Dom zu Hildesheim, bestätigt aus der Praxis, dass in sei-

Ein sehr weltliches Problem, mit dem sich der Dommusikdirektor als Veranstalter konfrontiert sieht, ist die Finanzierung. Kirchenkonzerte produzieren Kosten, und diese können nur zum Teil durch Sponsoreinnahmen und die überschaubar gefüllten Kulturbudgets der katholischen Kirche gedeckt werden. Ergo müssen Thomas Viezens und seine Kollegen Eintritt verlangen, obwohl das eigentlich nicht dem katholischen Prinzip der offenen Kirchen entspricht. Und was ist mit dem sozialen Auftrag, die Begegnung mit Kultur auch solchen Menschen zu ermöglichen, die sich keine Eintrittskarten leisten können? „Wir haben eine Konzertreihe auf Spendenbasis



nem Zuständigkeitsbereich tatsächlich nur geistliche Musik aufgeführt wird. Jedoch gibt es keine scharfe Trennlinie zwischen geistlichen und nicht-geistlichen Werken. Gerade bei der Orgelmusik, die aufgrund der Verfügbarkeit dieses Instrumentes in den meisten Fällen in Kirchen aufgeführt wird, ist die Unterscheidung nicht immer klar zu treffen. Im Zweifel hört man dann im Hildesheimer Dom schon auch Orgelkompositionen von beispielsweise Franz Liszt, bei denen ein geistlicher Hintergrund nicht eindeutig auszumachen ist. Auch Viezens sieht in den Konzerten keine Gefährdung der Kirche als Gottesdienstraum, sondern vielmehr ein zusätzliches Angebot.

mit dem Titel „SamstagMittagsMusik“, so Viezens, „bei der wir die Erfahrung gemacht haben, dass sich ein solches Projekt gerade so selbst finanzieren kann. Aber nur, weil mein Stellvertreter und ich selber einen Teil der Konzerte spielen.“ Die Besucher spenden zwischen 20 Cent und 20 Euro für ein solches 30-minütiges Orgelkonzert. Damit wären die Kosten für ausschließlich „eingekaufte“ Künstler nicht zu tragen.

Der finanzielle Aspekt ist kein katholisches Problem. Lothar Mohn, Kirchenmusiker der evangelisch-lutherischen Neustädter Hof- und Stadtkirche St. Johannis in Hannover, spricht sogar von einem

„ökonomischen Zwang“, dem die Gemeinden ausgesetzt seien. Die Zahl der Gemeindeglieder sinke, und damit werde auch das verfügbare Budget weniger. Trotzdem müssten die Gebäude in Stand gehalten werden. Daher werden die kirchlichen Räumlichkeiten vermietet. Nicht nur für Konzerte, auch Vorträge und Diskussionen für bis zu 700 Personen können hier stattfinden. Die Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover nutzt die Kirche sogar für Orgel-Seminare und als Übungsraum für Studierende dieses Faches. Und davon profitieren wiederum die Gemeinde und ihr Kirchenmusiker Lothar Mohn: Die spanische Orgel gehört zwar der Hoch-



schule, darf aber für Gottesdienste mitgenutzt werden.

Zurück in die Marktkirche. Das Konzert ist inzwischen beendet, Applaus brandet auf. Die gespannte Andachts-Atmosphäre löst sich, die Menschen erheben sich von ihren Stühlen – viele sind schon wieder im Gespräch angekommen. Vorher wird noch mit den üblichen Floskeln auf die „lächelnden Damen und Herren“ hingewiesen, die „mit Körben am Ausgang stehen und um einen kleinen Obolus bitten, wenn Ihnen das Konzert gefallen hat“. Eintritt musste nämlich nicht gezahlt werden. Dem Klingeln und Rascheln in diesen Körben nach hat es dem Publikum gefallen. „Musikalische Aufführungen in Kirchen sind immer schön“, sagt ein Konzertbesucher. Musik und Gebet seien in seinen Augen gut vereinbar. Auch wenn es in diesem konkreten Fall etwas seltsam gewesen sei, denn der

christliche Bezug der Musik habe schließlich gefehlt. Mehrere Personen, die das Konzert verlassen, betonen, sie hätten sich die Musik genauso gut in einem weltlichen Saal vorstellen können.

Einige Tage später und ein paar hundert Meter weiter findet ein Blechbläserkonzert der Musikhochschule in der Hof- und Stadtkirche statt. Es erklingt überwiegend barocke Literatur: Händel, Purcell, ein paar Kompositionen aus dem 20. Jahrhundert sind auch dabei. Geistlichen Bezug haben die Stücke nicht, die Moderation zwischen den Programmpunkten ist als Schauspiel-Monolog inszeniert. In der Pause des Konzerts servieren Studierende im Vorraum der Kirche Sekt und Gebäck. Wenn nicht der Altar im Hintergrund und das Grab von Gottfried Wilhelm Leibniz im Seitenschiff wären, würde man kaum merken, dass man sich in einer Kirche befindet. Doch die Musikerinnen und Musiker nutzen den Raum: Die Werke entfalten in der vollen Akustik eine besondere Wirkung, ohne dass die Nuancen im Vortrag verloren gehen.

Ein Stück für drei Trompeten spielen die Studierenden von drei unterschiedlichen Emporen aus, sodass an jedem Platz im Publikum ein geringfügig anderer räumlicher Klangeindruck entsteht. In diesen Momenten wird der Kirchenraum Klangelement und aktiv in den Vortrag mit einbezogen. Vielleicht gerade deswegen sagt ein Konzertbesucher später, die Musik habe sehr gut gepasst. Kirchen seien außerdem schon deswegen besonders gut geeignet für Konzerte, weil sie meist zentral und gut erreichbar sind. Auch für nicht-geistliche Musik – „wir leben ja schließlich im 21. Jahrhundert“. Eine andere Besucherin sieht in dem fehlenden geistlichen Bezug ebenfalls kein

Problem. Sie gehe gerne in Kirchenkonzerte sagt sie, gerade wegen der schönen Akustik.

Drohen Gotteshäuser durch die zunehmende Nutzung als Konzertsäle zu „verweltlichen“? Diese Frage lässt sich abschließend mit einem eindeutigen „Jein“ beantworten. Ja, weil die christlichen Kirchen eine kulturelle Nutzung der Gebetsräume längst akzeptiert haben. Sie begründen nicht-liturgische Veranstaltungen, die teils gar keinen religiösen Bezug haben, mit kultureller Verantwortung und missionarischen Aspekten, verfolgen aber verständlicherweise auch finanzielle Absichten. Nein, weil eine Kirche kein Konzertsaal ist wie jeder andere. Die inhaltliche Angemessenheit der Musik ist (mehr oder weniger streng ausgelegt) Voraussetzung für die kulturelle Nutzung einer Kirche. Und wenn die Musikerinnen und Musiker auf die besondere akustische Wirkung des sakralen Raumes eingehen, führt das beim Publikum nicht nur zu ästhetischem Genuss der Musik, sondern ist möglicherweise auch eine Form der spirituellen Erfahrung.

Jonathan Huber

IMPRESSUM

Herausgeber: Studiengang Medien und Musik • Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung Hannover

Redaktion: Jonathan Huber, Kevin Kopsicker, Jan Michael Meyer-Lamp, Aylin Öz, Lara Sagen, Tim Tschentscher, Daniela Vathke

Layout: Katharina Bock

Kontakt: gunter.reus@hmtm-hannover.de

V.i.S.d.P.: Prof. Dr. Gunter Reus, Prof. Dr. Ruth Müller-Lindenber

Herstellung: Layout · Satz & Druck e.K. Lister Damm 5–7, 30163 Hannover

BILDNACHWEIS

Titel, S. 10/12, 18-20, 21, 31-33, 48-50:	Lara Sagen	S. 26-27:	Pixabay/Sagen/Vathke
S. 4:	T.N.	S. 28/30:	Pixabay
S. 6-7:	privat	S. 29:	privat
S. 8-9:	Jan Michael Meyer-Lamp	S. 34:	Daniela Vathke
S. 13:	TUI Cruises	S. 36:	Pixabay
S. 14:	Büro Kulturhauptstadt 2025	S. 38-39:	Pixabay
S. 15:	Anne-Sophie Malessa	S. 40:	Kevin Kopsicker
S. 16:	Katrin Ribbe	S. 42:	Samuel Zeller
S. 17:	Moritz Küstner	S. 43:	Nokia
S. 22-23:	Pixabay	S. 44:	Pixabay
S. 24:	Christoph Hövel (d-zentral), Musikzentrum Hannover		

**Haben Sie
Druck?**



**Wir kümmern
uns drum!**

Briefpapier · Visitenkarten · Flyer · Broschüren · Stiftblöcke · Plakate · Kalender
Grußkarten · Bücher · Präsente · Notizblöcke · Giveaways · Displays · oder · oder · oder



KRIEG ABGEBLASEN

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Trompete. Und als er als Soldat mit der amerikanischen Armee in der Normandie landete, da nahm er sie mit. Als er eines Nachts auf Wache ging, sagte sein Captain: „Spiel heute Abend nicht, da draußen ist ein Scharfschütze.“ Aber der Mann dachte:

„Der da draußen ist genauso einsam und verängstigt wie ich – ich werde ihm ein Lied spielen.“ Am nächsten Morgen wurde ein Kriegsgefangener ins Lager gebracht, der fragte: „Wer war der Trompeter, der letzte Nacht ‚Lili Marleen‘ gespielt hat?“

Als ich dieses Lied hörte, war für mich der Krieg vorbei – ich konnte mein Gewehr nicht mehr benutzen.“ Der Mann mit der Trompete hieß Jack Leroy Tueller. Und was klingt wie ein Märchen, ist eine wahre Geschichte. Eine Geschichte, wie nur die Musik sie schreiben kann.

